Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung.	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band		— M. 10 ₰

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht alle Bücher vorräthig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

Die Bibliothek ist geöffnet: **morgens von 8—12 Uhr und nachmittags von 2—7 Uhr,** an Sonn- und Feiertagen vom 1. Oktober bis 1. April **von 10 Uhr bis 12 Uhr.**

Es wird höflichst und dringend gebeten, die Bücher der Schonung wegen beim Lesen nicht zu brechen oder umzubiegen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek
(Schöpping)
Maximilians-platz (Dultplatz) Nro. 16.

Ein Spieler, der gewinnt.

Roman

von

Maurus Jókai.

Zweiter Band.

Budapest,
Verlag von Gebrüder Révai.
1883.

Sr. Hochwohlgeb.

Herrn

Dr. Max Falk

dem verdienstvollen Chefredacteur des „Pester Lloyd",

dem eifrigen Förderer ungarischer Literatur,

als Zeichen inniger Hochachtung

und

aufrichtiger Verehrung

gewidmet von der

Verlagsbuchhandlung.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Was sich im Goldbuche nicht findet.

Auf der Fahrt nach dem Klub unterhielt Lord Adam seinen Freund mit folgender kluger Rede:

— Freilich ist das ein wenig unangenehm. Nicht so sehr für Dich, als vielmehr für mich. Auch nicht des Geldes wegen: das Geld ist eine Bagatelle; allein wegen einer andern Konsequenz der Sache. Ich muß nun so eilends fort aus Paris, damit der grauende Morgen mich nicht mehr hier antreffe. Du magst hier bleiben; man wird Dich feiern, Du kommst in die Mode; für mich aber ist's besser draußen in der weiten Welt. Du hast keinen englischen Herzog zum Onkel, den Deine Streiche kompromittiren könnten; daß ich einen solchen habe, wäre übrigens noch ein kleineres Malheur. Die größere Gefahr für mich ist, daß jetzt alle jene jungen und alten Gentlemen, die ich als Lady Adamina vor mir knieen, die ich Liebesgedichte deklamiren ließ, die ich in meiner schlechten Laune ohrfeigte, denen ich aus Gnade meine Schuhspitze zu küssen gestattete, die die einzelnen Haare meines Chignons, in Diamanten-Medaillons gefaßt, auf ihrem Herzen trugen,

die ihr Geld auf tolle Weise für ein Lächeln von mir verschwendeten — daß alle diese mich jetzt auf den Tod suchen werden. Ich muß mich mit meinen sämmtlichen Anbetern der Reihe nach schlagen. Dem kann ich nur so ausweichen, wenn ich für eine Zeit lang aus der Welt verschwinde. Ich gehe auf Reisen in irgend ein wildes Land, wo ich auf keinen Bekannten stoßen kann.

Während eines halben Jahres wird meinen guten Freunden der Zorn wohl verraucht sein. Du versprich mir nur so viel, wenn sie nach mir fragen, daß Du wissest, wo ich sei, es aber nicht sagest. Sonst behaupten sie von mir, daß ich feig sei und mich geflüchtet hätte. Wenn man mich mit einer Herausforderung aufsucht, so nimmst Du sie in meinem Namen an und versprichst Jedem, daß ich nach einem halben Jahre wiederkehre. Bis dahin überlegt sich's Jeder und lacht nach einem halben Jahre darüber. Wenn Jemand sehr dringend wird, oder beleidigende Ausdrücke gegen mich gebraucht, so schlägst Du Dich mit diesem statt meiner. Nun — und jetzt umarme mich und küsse mich — ich bin Dein guter Kamerad! Ich übergebe Dir den Schlüssel meiner Wohnung und meiner Kasse, gib soviel davon aus, als Dir beliebt. In der Rue de Vivienne ist ein kleines Haus unter Nr. 98, darin wohnt eine kleine, schöne Dame; diese allein erfuhr das Geheimniß, daß ich keine Frau sei. Du kannst bei ihr meinen Platz einnehmen, wenn Du willst. Meine Pferde behalte alle und lasse in Epsom jenes rennen, welches genannt ist. Bezahle meine Sätze oder streiche sie ein, Du wirst auch auf dem Turf Glück haben. Wenn Briefe unter dem Namen Lady Adamina und Lord Adam an mich gelangen, öffne sie, lese sie und treffe die nothwendigen Verfügungen. Sollte ich auf der Reise zugrunde gehen (man kann nicht wissen, ob man von den Krokodilen

oder von den Kupferhäutern aufgegessen wird?), so setze ich Dich zu meinem Universalerben ein. Daß Du mich aber aus der Rolle der Lady Adamina getrieben, daß Du mich gezwungen, laut in alle Welt zu rufen, daß ich ein Mann sei und meinen wahren Namen zu verrathen: das laß ich Dir nicht umsonst hingehen, deshalb wirst Du büßen müssen. Adieu!

Der Wagen hielt vor dem Thor des Klubs, Metell stieg aus, Lord Adam fuhr weiter.

Und Metell glaubte ihm, daß es einen Engländer auf der Welt gebe, der darum von einem Orte flüchtet, weil er fürchtet, sehr viele Herausforderungen zum Duell zu erhalten.

Metell hatte eine Woche lang mit den Angelegenheiten der Lady Adamina zu thun, und zwei Wochen mit jenen des Lord Adam, nach dieser Zeit sprach Niemand mehr weder vom Lord, noch von der Lady. Wenn für Napoleon zwei Jahre genügten, um vergessen zu werden, wie wären für ihn zwei Wochen nicht genug gewesen? Wer weiß, wo er in der weiten Welt sich herumtrieb? Metell erhielt von ihm nie einen Brief. Er aber setzte fort, um dessentwillen er hieher gekommen: er spielte und gewann.

Drei Jahreszeiten waren vergangen, seitdem er Miliora verlassen hatte. Er hatte es noch nicht so weit gebracht, um zu ihr zurückkehren zu können. Denn unter den Spielern gibt es gewisse konventionelle Regeln, gleichwie unter den Professions-Raufbolden; wenn einer von ihnen den andern halb todt geschlagen, muß er, wenn die Beulen vergangen sind, Revanche geben und sich der Herausforderung wieder stellen. So ist auch der Spieler, der den Gegner ausgeplündert hat, verpflichtet, in den Klub mit dem Gegner zurückzukehren, wenn diesen das Glück begünstigt; er ist verpflichtet

jeden Satz, wie hoch immer er sei, zu halten, und so kann es ihm auch geschehen, daß er verliert. Mit dem einmaligen Gewinn darf man nur die Roulette verlassen; wer aber im Klub gewonnen und damit weiter geht, der heißt Abenteurer, Hochstapler, Kosak. In der hohen Welt darf der Sieger vom Schlachtfelde nicht in die Pension gehen, von dort können sich nur die Invaliden entfernen. Einen Tag aus dem Klub fortbleiben, heißt so viel, wie von der Börse ausbleiben.

Eines Morgens (nämlich um 12 Uhr Mittags), als Metell in seinem Schlafzimmer, vor dem Kamin sitzend, seine Chokolade schlürfte und über eine Zeitung gähnte, hörte er Schritte auf der geheimen Treppe, die von außen zum Bett-Alkoven führte.

— Zum Geier! Das ist ja ein Stiefel!

Auf dieser Treppe pflegt man nur in leisen Schuhen zu gehen; dies aber war ein Knarren.

Die verborgene Thür öffnet sich und ein Mann trat vor Metell. Man konnte sich nicht wundern, daß auch Jener von der geheimen Treppe Kenntniß hatte, es war Lord Adam, in dessen Hotel Metell wohnte.

Auf den ersten Blick vermochte Metell ihn kaum zu erkennen; Lord Adam trug einen aufgewichsten Schnurbart und sein Gesicht war von den Sonnenstrahlen bronzefarben geworden. Auch in seiner Kleidung war ein eigenthümlicher, fremder Typus vorherrschend; ein phantastisches Kostüm, aus verschiedenen Volkstrachten zusammengestellt. Auf dem Kopfe trug er einen rothen Fez, den man auch im Zimmer nicht abzulegen pflegt, auf den Füßen hatte er langröhrige Stiefel, in der Hand trug er eine Jagdpeitsche. Was aber seine Erscheinung noch fremdartiger machte als die sonderbare Kleidung und

das veränderte Gesicht, das war die zurückhaltende Kälte, die in seinem Blicke lag.

— Mein Herr! sprach er, Metell mit der Hand winkend, daß er sitzen bleibe und sein Frühstück fortsetze, während er selbst mit verschränkten Armen sich vor den Kamin stellte. Dies bedeutet, daß wir uns weder umarmen, noch einander die Hand drücken.

Metell nahm aus dem Blick des Lords wahr, daß ihn jetzt hier ein gefährliches Spiel bedrohe. Geübte Spieler errathen aus der Miene ihres Gegners, wann ihrer ein Match harrt. Welche Atouts mögen in seiner Hand sein? Ein guter Spieler muß aus seinen eigenen Karten errathen, was in der Hand des Partners sein mag — doch was mag im Talon liegen?

Er erhob sich und trat ihm gegenüber.

— Sie sind von der Reise zurückgekehrt?

— Jawohl. Ich durchzog ein unbekanntes Land bei Asien herum, wo noch Nomadenvölker wohnen. Es heißt Scythien oder Pannonien oder Illyrien oder irgend anders. Die Leute essen den Speck roh.

Metell konnte daraus ungefähr entnehmen, wo der Mylord gewesen.

— Ich habe auch davon gegessen, es ist nicht schlecht. Dann war ich in einer großen Stadt, wo die Henne gegessen wird, wenn sie noch ein Fräulein ist.

Metell konnte errathen, daß dies das Vaterland der „Backhähndel", Wien, sei. Er nickte mit dem Kopfe, um zu zeigen, daß er verstehe.

Mylord nahm aus seiner Tasche eine Zigarre. Im Kamin waren Kohlen, wenn er wollte, konnte er sie daran anzünden, allein er that es nicht.

— Wenn Sie diese Stadt kennen, dann werden Sie wissen, daß darin eine Gasse ist, welche Bankgasse heißt.

Metell nickte auch jetzt stumm.

— In dieser Gasse aber ist keinerlei Bank, sondern es befinden sich dort zwei große Häuser, deren Name „k. ungarische Hofkanzlei“ ist.

Metell schien auch davon Kenntniß zu haben.

— Wenn Sie nun auch dieses kennen, dann werden Sie auch wissen, daß in einem dieser beiden Häuser ein Buch vorhanden ist, d. h. nicht eines, sondern viele, deren Name „goldenes Buch“ ist.

Metell sagte jetzt: Ich weiß.

— Sie wissen?

Lord Adam schaute zurück, als ob er die Dollard'sche Zündmaschine suchte, um seine Zigarre anzubrennen. Er fand sie auch, drückte auf die Taste, der Platinzunder begann zu glimmen, allein er brannte seine Zigarre nicht an, sondern steckte sie in die Seitentasche.

— Dann wissen Sie auch, daß es darum „goldenes Buch“ heißt, weil in demselben der Name, die Abstammung und das Wappen all' Jener verzeichnet ist, die in Ungarn und seinen Nebenländern jemals Edelleute waren und auch jetzt sind.

— So ist's.

— Nun denn, ich saß einen ganzen Monat vor diesen modrigen, von Papier-Skorpionen zernagten Büchern, las sie bis zu Ende, aber den Namen Riparievich de Babiagora fand ich in keinem, weder hinten noch vorn.

Metell wußte nun, welche Karten sein Gegner in der Hand hielt. Lauter Matadore, das heißt man im L'hombre: „Grandissimo!“

— Ich gehe weiter, setzte Lord Adam fort. Ich ließ es nicht dabei bewenden, sondern forschte weiter; ich ging von Amt zu Amt, diesen Namen suchend, bis ich ihn endlich bei der Kriegsbuchhaltung fand, wo der Name Metell Riparievich de Babiagora vorkommt, als eines Käufers, der irgendwo an der dalmatinischen Küste vom Fortifikationsfond ein Schloß ankaufte.

Metell erbleichte.

— Ich machte mich auf den Weg, setzte Lord Adam fort, ich ging zu Wagen, im Koth bis zur Achse, im Sand, auf einem Floß, auf einem Kahn, auf dem Rücken eines Maulthieres, auf einem Esel, zu Fuß, ich ging bis zum Meer; ich suchte die Stadt auf, wo ein Individuum dieses Namens in öffentlicher Versteigerung ein altes Schloß kaufte; ich sprach mit Jenen, die ihn sahen, und überzeugte mich, daß Sie es waren.

Lord Adam nahm wieder die Zigarre hervor und steckte sie in den Mund, allein er zündete sie nicht an, sondern schlug mit seiner Peitsche auf seine Stiefelröhre, und sah über den Kopf Metell's hinweg.

— Jetzt frage ich Sie nun: welchen Grund haben Sie, den Namen Riparievich de Babiagora zu tragen, da doch ein solcher im goldenen Buche des ungarischen Adels nirgends vorkommt? Ist dies Ihr wirklicher Name, dann sind Sie kein Edelmann, sondern geben sich nur für einen solchen aus, sind daher ein Abenteurer: dann hat Niemand mit Ihnen zu sprechen, als diese Peitsche. — Wenn irgend eine mysteriöse Missethat die Ursache ist, daß Sie statt Ihres wahren Namens einen erdichteten benützen, dann pfeife ich und es kommen die Häscher und nehmen Sie fest. — Wenn eine politische Verfolgung Sie veranlaßte, sich unter einer Maske zu ver-

bergen, dann gebe ich Ihnen fünf Minuten, um zu packen und sich durch diese geheime Thür dorthin zu flüchten, wo die Welt mehr Raum hat! . . . Wenn Sie mir aber antworten sollten: was geht Sie, Mylord, mein Inkognito an? Ich habe eben so viel Recht, mich so oder so zu heißen, wie Sie es hatten, als Sie sich Lady Adamina hießen: ich wollte mir mit der Welt einen Spaß machen, und den ich am meisten gefoppt, das sind Sie selber; der Scherz war gelungen. Nun, wenn Sie mir dies antworten, dann sende ich zwei Gentlemen zu Ihnen, denen Sie Ihrerseits zwei Herren bezeichnen werden und dann stellen diese fest, wann und wie wir uns an die Schweizer Grenze begeben, auf wie viel Schritt Barrière wir uns schießen sollen, bis Einer von uns beruhigt sein wird. Wollen Sie mein Herr, unter diesen vier Fällen wählen!

In diesem Tone pflegt man im L'hombre das Wort auszusprechen: „grandissimo!“ Darum ist aber Der, welcher die Hände voll hat mit Matadors und Atouts, seines Sieges noch nicht gewiß. Möglich, daß ein Anderer sagt „nullissimo“, der gewiß ist, keinen Stich zu machen — und dann hat dieser das Spiel gewonnen

In solchem Tone pflegt man dieses Wort leise, ruhig, auszusprechen, wie Metell antwortete.

— Ich wähle keinen von den vieren. Metell v. Riparievich wird das thun, daß er das schwerste Geheimniß seines Lebens aufrichtig seinem „Freunde“, dem Lord Adam of Camelborough mittheilen wird und er zweifelt nicht, daß wenn er Alles erfahren, Lord Adam of Camelborough Metell v. Riparievich die Hand reichen wird.

— Gut, sagte der Lord. Er zündete sich nun seine Zigarre an und ließ sich auf einem Armstuhl nieder, indem er seine spornbewehrten Füße vor sich hinstreckte. Metell stopfte seine Pfeife mit

türkischem Tabak, legte eine Kohle darauf, setzte sich dem Mylord gegenüber und dann bliesen sie die Rauchwolken zusammen.

— Vor Allem sei darüber beruhigt, daß mein Ursprung das reinste adelige Blut ist. Meine Ahnen väterlicherseits waren Zsupáne und einer von ihnen war ein Dynast zur Zeit des Andronikos, von mütterlicher Seite aber könnte ich meinen Stammbaum bis auf die ersten Ungarn zurückführen, welche das Land okkupirten. Der Besitz meiner Familie kann ein kleines Königreich genannt werden, was natürlich nur im Hinblick auf die heimischen barbarischen Verhältnisse einen Sinn hat, denn das Erträgniß des kleinen Königreichs reicht nicht an das Einkommen eines irländischen Farmers hinan. Jetzt schwebt aber auch dieser Besitz in der Luft und ich bin nur ein Prätendent, wie irgend ein vertriebener Fürst. Bei uns pflegt man nicht zu lernen; was würde es auch nützen? Aemter, das Betreiben der Advokatur — die gehören nur für den niedern Adel. Wir Magnaten lernen höchstens Sprachen, damit wir im Auslande reisen können, wir üben uns im Schießen, Fechten, Reiten, darum werden wir aber doch keine Soldaten. Wen aber das Geschick mit besonderem Genie ausgestattet hat, der findet ein entsprechendes Terrain zur Entwicklung seiner Fähigkeiten am grünen Tisch, wo man Karten und Billard spielt. Ich war ein besonderer Günstling des Glücks in jeder Gattung des Spieles. Als flaumbärtiger Knabe nahm ich es mit den geübtesten Spielern auf. Groß war daher mein Ansehen selbst zu Hause vor meinem Vater; denn ein Spieler wird nur Der genannt, der verliert, der durch den Vater die Spielschulden zahlen läßt, weil er droht, sich sonst zu erschießen. Ein junger Mensch, der gut spielt, der immer Geld zur Genüge hat, der ist überall eine Autorität. Ein Lump ist nur Jener, der verliert. Und ich halte es auch für eine ganz

korrekte Ansicht, wenn die Leute, die sich niedersetzen, um sich einander das Geld abzugewinnen, einander fremd oder gar feindlich gesinnt sind, oder so reich, daß sie den Verlust nicht fühlen. Allein dort, wo ich die Macht meines Talentes fühlen ließ, war der Uebelstand, daß Diejenigen, die sich niedersetzten, um einander das Geld abzugewinnen, alle gute Bekannte und Freunde sind, und ohne Ausnahme Menschen, welche der Verlust zugrunde richtet. Daran jedoch denkt man nicht. Gerade so wie man beim Börsenspiel nicht fragt, wie Viele ins Wasser springen, wenn die Kontremine gelingt. Man sagt: Wärst du nicht hinaufgestiegen, wärst du nicht hinabgefallen. Einmal jedoch hatte ich einen nahen Verwandten (es war mein Vetter und ein sehr guter Kamerad) unbarmherzig im Spiel geschlagen. Als sein Geld alle war, wollte er das Glück zwingen, spielte auf Wort und verlor eine sehr namhafte Summe. Er war der einzige Sohn seines Vaters, der mein Oheim ist. Der Vater weigerte sich, seine Kartenschulden zu bezahlen und mein Vetter jagte sich nach Ablauf der achtundvierzigstündigen Frist eine Kugel durch den Kopf.

— Darauf kam sein Vater zu mir und sagte:

„Mein lieber Neffe, mein Sohn ist um Deinetwillen gestorben. Dein verfluchtes Kartengenie hat ihn getödtet. Ich weiß, sein Beispiel wird Niemanden abschrecken, die Menschen werden deshalb doch spielen und spielen mit Karten, spielen mit ihrem Glück, mit ihrer Ehre, mit ihrem Leben. Allein Du, mein lieber Neffe, wirst nicht mehr spielen. Denn wenn ich höre, daß Du irgendwo auf der Welt eine Karte in die Hand genommen, selbst wenn es nur um Nasenstüber ginge, erschieße ich Dich . . . Ich fordere Dich nicht etwa zum Zweikampfe, worin auch Du mich erschießen kannst, sondern spähe

nach Dir, wenn Du bei Deiner Thür eintrittst und erschieße Dich wie einen tollen Hund . . . Gedenke dessen!"

— Von diesem Tage angefangen, habe ich keine Karte in die Hand genommen: das heißt, ich spielte nur für mich allein, mit zwei Strohmännern; denn ganz zu lassen vermag man's nicht. Ich war, ohnehin immer im Gewinn. Den eingebildeten Gewinn verzeichnete ich: es wäre ein Schatz, wenn es Wirklichkeit wäre und ich könnte eine Hekatombe über einander legen aus den Strohmännern, wenn diese alle sich eine Kugel durch den Kopf gejagt hätten, wegen meines Glückes und meiner Wissenschaft.

— Allein mit einem lebendigen Menschen habe ich nicht mehr gespielt. Nicht nur wegen der Drohung meines Oheims, obwohl es, aufrichtig gestanden, kein angenehmes Prognostikon ist, durch Jemanden, gegen den man sich nicht vertheidigen kann, meuchlings niedergeschossen zu werden. Es bedurfte dessen gar nicht. Stets sah ich das Bild, das mein Vetter während unseres verhängnißvollen letzten Spieles zeigte. Diese schweißbedeckte Stirne, diese tiefliegenden Augen, dieser, in seiner Qual zischende Mund, stets sah ich dies vor mir. Und dieser Blick, womit er nach dem letzten Spiel die Karten auf den Tisch warf, und sich erhebend und sein Antlitz trocknend, fragte: „wie viel Uhr?" diesen Moment vermag ich nicht aus meinem Gedächtniß zu tilgen. Er fragte, wie viel Uhr? Er fragte dies darum, weil er wußte, daß er nur achtundvierzig Stunden zu leben habe. Dies war genug, um mich von jeder Spielgesellschaft fernzuhalten. Kein Partner fragte mich mehr, wie viel Uhr es jetzt sei? Acht Jahre lang sah mich Niemand spielen.

— Da traf mich plötzlich ein Schlag, der mich meines ganzen Vermögens beraubte, als ob ich Alles auf eine Karte gesetzt hätte. Es

bedürfte einer langwierigen juridischen Auseinandersetzung, um verständlich zu machen, wie all dies geschehen, und auch dann wäre es fremden Begriffen nur schwer einzufügen. Der Ausgangspunkt des Unglücks war die Entwerthung der Staats-Geldnoten; was mir ein Anderer schuldete, das bezahlte er in schwarzen Bankozetteln, was ich einem Andern zu zahlen hatte, das konnte er schon in rothen Banknoten von mir fordern. Ein wahrhaftiges rouge et noir — en gros, zu hundert Millionen. Ich ging dadurch zugrunde.

— Wenn das Verhängniß nur mich allein getroffen hätte, so hätte ich gesagt: wir haben mit dem Schicksal abgeschlossen, was ich mit einem Andern gethan, das that ein Anderer mit mir. Es ist gut so. Und damit wäre ich meinem Vetter gefolgt.

— Allein wir waren unser Zwei im Unglück. Ich hatte eine Schwester, ein sechzehnjähriges, unschuldiges Mädchen, sie wurde im Kloster erzogen. Eine Schönheit, aus der die Engel und die Teufel hervorgehen. Ich liebte das arme Kind sehr. Es hatte außer mir Niemanden. Unsere Eltern waren gestorben; sie lebte seit ihrer Kindheit im Kloster; außer dem Beichtvater hatte sie noch mit keinem Manne gesprochen. Ich mußte sie mit unserer verzweifelten Lage bekannt machen und als sie Alles verstanden, bot ich ihr ein sehr angenehmes und romantisches Mittel an, wodurch wir, einander umarmend, unserem Leben schön ein Ende machen können. Sie schrak davor zurück; sie sagte, daß sie noch leben wolle. Und sie weiß noch gar nicht, was das ist, was man Leben heißt. Dann dachte ich über den ganzen Lauf der Welt nach.

— Wenn es mächtigen, großen Menschen, Staatsmännern gestattet ist, rouge et noir gegenüber elenden, kleinen Menschen zu spielen, deren Gesammtheit „das Volk“ ist, und die nicht einmal wußten,

daß sie jetzt spielen; wenn sie sagen dürfen: ihr, die ihr euer Vermögen auf Schwarz gesetzt, seid von morgen angefangen um vier Fünftel ärmer, weil Roth herausgekommen, — wenn es den Richtern, den obersten Gerichtshöfen, den hochgeborenen Herren gestattet ist, am grünen Tisch Makao zu spielen, und mit demselben Gesetz, mit demselben Dekret den Einen zum Herrn, den Andern zum Bettler zu machen: warum bedrückt es mein Gewissen, wenn ich mit den Karten, am Billardtische, wo wir mit gleichen Waffen kämpfen, das Vermögen Desjenigen erwerbe, der dieselbe Absicht gegen mich hat? Wenn es erlaubt ist, daß die Schlauheit, die List, die Kombination im Großen, und in Millionen triumphire, warum wäre dies im Kleinen ein Verbrechen?

— Und fürder sah ich nicht mehr vor mir die Gespenstergestalt meines zum Selbstmörder gewordenen Opfers.

— Revanche! Ich habe einen Match bekommen, und habe nicht gespielt; ich werde spielen und gebe es zurück. Blieb nun die Drohung meines Oheims, dieses Damoklesschwert über meinem Haupte.

— Ich fand ein Mittel, ihm zu entgehen.

— Ich werde in keinem Lande spielen, wohin er je gelangt. Komme nach Paris, hier verwerthe ich meine verhängnißvolle Wissenschaft, unter Unbekannten, welche der Verlust des Gegners nicht schmerzt, unter Reichen, die ihr eigener Verlust nicht schmerzt.

— Darum nahm ich einen unbekannten Namen an, der nicht enthalten ist in den achtundsiebzig goldenen Büchern der ungarischen und siebenbürgischen Hofkanzlei.

— Doch das größte Hinderniß blieb noch zu beseitigen. Was soll mit meiner Schwester geschehen, bis ich für uns Beide den alten Besitz zurück erwerbe?

— Dort in meinem Vaterlande kann ich sie Niemandem anvertrauen; denn mein Verwandter ist mein größter Feind. In's Kloster kann ich sie nicht wieder zurückbringen, denn dort ist die Regel, daß man Denjenigen nicht mehr zurücknimmt, der es einmal verlassen hat. Soll ich sie also mit mir nehmen? hieher nach Paris? für die Narren! Soll ich sie in die Zauberwelt des Champ des Tartares einführen, damit sie die Weltkenntniß gleich bei der Hölle beginne?

— Und wenn ich meines ganzen Verstandes, meiner Kaltblütigkeit, der Argusbeschaffenheit meiner Augen so sehr bedarf, soll ich fortwährend mit dem Gedanken mich beschäftigen müssen, welche Gefahr ihr begegnen kann, wenn ich sie nicht sehe?

— Oder soll ich mich nicht um sie kümmern? Soll auch sie ihr Glück auf dem Markte Babel's suchen gleich mir? Noch schlechter als ich?

— Ein Plan entstand in meinem Kopfe.

— Die österreichische Regierung ließ eben damals jene Burgen versteigern, die an der, wieder in ihren Besitz gelangten dalmatinischen Küste eine für das Aerar überflüssige Last bildeten. Darunter ist eine, deren alter Name „Frangipani-Burg" bei Porto-Ré ist.

— Zur Zeit der französischen Herrschaft benützte man diese Burg für Diejenigen, die an einer furchtbaren Epidemie, Marguerita genannt, erkrankt waren.

— Und Sie steckten Ihre Schwester in dieses Epidemie-Spital? rief Lord Adam, in die Höhe springend.

— Ich ließ sie dort an einem guten Ort. Der schlimme Ruf des Schlosses schützt es vor der Annäherung jedes schlechten, aber auch jedes guten Menschen. Als ob es von einem Zauberkreise umspannt wäre. Der Dämon, der in den Schluchten der dalmatinischen Felsenküsten auf seine Opfer lauert, greift kein unschuldiges Kind an.

Meiner Schwester steht in dieser Zufluchtsstätte eine einzige Frau zur Verfügung, die eine ganz merkwürdige Person ist. Sie trägt die Uniform, sie erhielt als Grenadier-Wachtmeister ihren Abschied, sie diente in allen napoleonischen Feldzügen: ein Mädchen mit einem Männerherzen. Ich ließ meine Schwester in guter Gesellschaft. Doch ich will sie nicht in dieser traurigen Einöde vergessen, die sie nicht verläßt, bis ich sie nicht hole. Ich fahre fort, warum ich hieher gekommen: ich gewinne Geld für sie. Was ich gewonnen, das lege ich bei Seite, das erspare ich. Wenn ich die Summe besitzen werde, welche genügt, um unsere verpfändete Herrschaft auszulösen, dann verlasse ich Paris sammt dem Tartarenlager und dem L'hombre-Klub, als ob ich sie nie gesehen hätte, und dann zerfließt der Name Riparievich von Babiagora wieder in der Luft. Bis dahin kann ich meinen wahren Namen nicht annehmen, denn ich bin überzeugt, so wie mein Oheim erfährt, daß ich sein Verbot übertreten, folgt er mir und thut, was er gesagt. Eines Abends wird man mich auf der Straße erschossen finden, und ich werde nicht einmal den Namen meines Mörders sagen. Und dann kann das arme Mädchen im Kastell von Porto Re harren, bis es alt wird.

— Dies ist mein Geheimniß. Ich habe es aufrichtig mitgetheilt. Jetzt können Sie wählen, was Sie mit mir thun sollen.

Lord Adam antwortete damit, daß er zu ihm ging und ihn umarmte.

— Ich danke. Alles ist gut. Wir bleiben gute Freunde. Davon, was ich erforscht, weiß Niemand etwas. Davon, was Du mir jetzt erzählt, wird Niemand etwas erfahren. Damit Du darüber vollkommen ruhig sein könnest, verlasse ich Paris, ohne mit irgend Jemandem zu sprechen. Begleite mich bis Havre, um mich zu kontroliren.

Ich gehe zu Schiff und begebe mich nach Indien. Und wenn wir irgend jemals im Leben zusammenkommen, dann bist Du nicht mehr Metell v. Riparievich, sondern irgend ein Anderer, den ich nie gesehen, und der nie mit mir gesprochen hat. Begleite mich!

— Ich begleite Dich nirgends hin, erwiderte Metell, mir gibt das Wort eines Gentlemans größere Sicherheit, als meine eigenen fünf Sinne.

Sie umarmten, küßten einander, so nahmen sie Abschied Einer vom Andern.

Zweites Kapitel.

Eine Blume ohne Sonne.

Das Herz eines Mädchens, das noch nicht weiß, was Liebe ist? Die absolute Unschuld ist nur in dem Herzen eines jungen Mädchens zu finden.

Das ist so beschaffen, wie die „Virgo" unter den Schnecken, Die „Pecten", „Comes", „Murex" sehen nicht, sie haben keine Augen. und doch verfehlen sie nicht, ihr Gehäuse schneeweiß zu bilden, während diejenigen der anderen stets farbig, glänzend, bunt sind. Sie wissen nicht, daß sie „Jungfrauen" sind; — und eben darum sind sie es.

Ein solches Herz hat nicht einmal Träume. — Selbst der Traum trübt schon die Unschuld. Selbst der geträumte Kuß ist ein Fleck auf der weißen Fläche.

Miliora wartete ruhig, ergeben in ihrer verdammten Einsamkeit. Sie wußte gar nicht, daß es eine Einsamkeit sei.

Sie hatte auch keinen Kalender, sie wußte nicht einmal, wie viel Zeit seit ihrer Anwesenheit verflossen war. Die Jahreszeiten sind hier kein Fingerzeig dafür. Die Sommerhitze wird durch die Meeresbrise gemildert und einen Winter gibt es nicht. Blumen gibt es

immer, ist die eine Art abgeblüht, öffnet sich die andere: Obstgattungen reifen ebenfalls abwechselnd nacheinander. Die Blätter der Bäume sind immer grün, fallen im Herbste nicht ab, keimen im Frühling nicht frisch. Es gibt nur einen Baum in der Umgegend, der die Jahreszeiten zählt: der Feigenbaum. Im Juni reifen seine ersten Früchte, im August die zweiten, die dritten sind gegen Ende September pflückbar, die vierten gibt er im November. Aber dann sagt er: genug, legt die Hülle ab, verliert sein Laub und geht schlafen.

In diesem Jahre geschah auch dies nicht einmal.

Der Feigenbaum trieb im November, anstatt sein Laub fallen zu lassen, neue Knospen und war im Jänner bereits voll mit neuen Früchten: diese werden lange Zeit zur Reife brauchen, aber sie lügen doch vor, daß es Sommer ist.

— Sieh, sagte Miliora zu Aramita, heuer trägt der Feigenbaum schon zum fünften Mal Früchte.

— Schlimm genug, erwiderte darauf Jungfer Wachtmeister.

— Warum wäre das wohl schlimm? sag' doch einmal!

— Darum, weil in dem Jahre, da die Feige zum fünften Mal blüht, im Lande eine Hungersnoth sein wird.

(Fräulein Aramita hatte eine ganz richtige Ansicht. Wenn die Feige am dalmatinischen Gestade zum fünften Mal reift, ist von Fruska-Gora und vom Vellebit bis zum Krivan und Babia-Gora Noth und Elend im ganzen Lande. Und die Feige blüht nicht etwa aus humaner Gesinnung zum fünften Mal, als ob sie die ganze hungernde Menschheit allein erhalten wollte; sondern der Grund davon ist, daß in einem solchen Jahre der Scirocco vorherrschte, und die Bora, das Gespenst der Seeleute, noch nicht ein einziges Mal an der adriatischen Küste erschienen war. Die Schiffsleute schimpfen und

fluchen über die Bora, weil sie ihre Schiffe auf die Sandbänke treibt; und doch wenn sie ausbleibt, so ist dies eine große Gefahr für die Festländer. Wenn der Scirocco durch's ganze Jahr das Meer bestreicht, dann ist zwar ewiger Sommer im Golf von Quarnero, doch regnet es gleichzeitig fortwährend oben in Ungarn, Kärnthen und Oesterreich. — In diesem Jahre war ein so nasses Wetter, auf desgleichen sich die Menschen nicht besinnen konnten. Jeder Fluß schwoll zu einem Meere an, die Hochfluth bedeckte die großen Wiesenflächen, die Saaten verfaulten, im ganzen Lande gab es in diesem Jahre keine Ernte. Der Feigenbaum hatte also Recht.)

Miliora wollte dies nicht glauben. Wohin immer das Auge aus dem Fenster der Frangipan-Burg blickt, kann es kein mit Getreide besäetes Feld entdecken. Dort gibt es nur an den Spalieren gezogene Trauben, ganze Berghänge sind nach allen Seiten mit Escarpos liniirt, aber Furchen gibt es keine.

— Und wie werden wir dann leben? fragte sie Aramita.

— Wir werden fürwahr öfter Fische und Hammelfleisch bei Tafel sehen, als Brot. Dies wird heuer eine große Seltenheit sein.

— Wir wohnen ja doch in der Nähe einer Stadt, wo man für Geld Alles haben kann. Wenn im Lande nichts gewachsen ist, bringt man es von anderwärts. Nach Fiume verkehren Schiffe.

— Nun so lange man's hat, hat man's ja. Aber wenn es so fortgeht in der Welt, werden es die Uskoken wegtragen.

— Wer sind die Uskoken?

— Das sind erst die wahren Gotteswunder. In jedem Uskoken wohnen sieben Teufel und wenn sich hundert Uskoken zusammenthun, sind sie mehr als eine Armee.

— Und wo wohnen sie? In der Hölle?

— Dort wohl nicht, obzwar es ihr Platz wäre; vielmehr wohnen sie noch weit näher zum Himmel, als wir, zwischen den Segna-Bergen.

— Wo ist dieses Segna?

— Es liegt vier Stunden zu Fuß von diesem unserm Kastell, und auf dem Maltempo-Kanal, mit ihren Ruderbooten, ist es noch näher. Von hier dahin kann man kaum ein Schiff segeln sehen, und wenn von dort hierher irgend ein Fahrzeug geschwommen kommt, dann eilt Jedermann, der in der Nähe der Küste wohnt, seine Thür zu verbarrikadiren und in den Thürmen werden die Glocken gezogen: die Uskoken kommen. Die Uskoken pflegen übrigens zu Fünf zu kaufen.

— Wieso zu Fünf?

— Zu fünf Fingern. Sie zahlen mit Eisen und Blei.

— Komische Leute. Haben sie denn kein Geld?

— Freilich haben sie welches. Mantel, Weste, Gürtel, sowie die Mütze sind ringsherum mit Thalern gespickt. Das ist ihr Stolz. Was sie an Baargeld rauben, damit behängen sie ihre Kleider; zu zahlen aber pflegen sie nur mit dem Handschar oder der Pistole, ihre Frauen und Töchter sind ebenso, geputzt, mit Geld behangen. Sie tragen alle scharlachrothe Gewänder. Bei ihnen arbeitet nie Jemand. Sie essen, trinken und jubeln nur; wenn es ihnen paßt, gehen sie rauben in die Thäler, Städte, auf's Meer.

— Und kann sie Niemand besiegen?

— Man hat es schon versucht; unser Kaiser, der türkische Sultan und der Doge von Venedig; doch die Uskoken kümmerten sich weder um den „Duschde", noch um die „schwarze Strepina". Wenn gar zu viel gegen sie kamen, so verließen sie ihre Stadt Segna und verschwanden zwischen den felsigen Abgründen so, daß man sie

nicht mehr finden konnte. Wenn dann die Heere der Mächte wieder abmarschirten und eine Besatzung und Regierung zurückließen, vielleicht auch neue Einwohner in der Stadt ansiedelten, kamen die Uskoken des Nachts aus ihren Höhlen hervor, überfielen die Stadt, tödteten die Alten und die Beamten, behielten die neuen Einwohner als Sklaven und setzten dann das Werk dort fort, wo sie aufgehört.

Miliora fingen diese Uskoken zu gefallen an.

— Ein anderes Mal versuchte man es so, daß man die Bewohner der Skoglios ermuthigte, mit ihren kleinen Fahrzeugen den Feldzug gegen die Uskoken zu eröffnen; das Ende war, daß die Uskoken eines Nachts Schiffe bestiegen, nach Fiume hinaufruderten und dort angesichts der ganzen Stadt achtzig Handelsfahrzeuge in Beschlag nahmen, welche sie mit sich nach Segna zogen. Nie ist Jemand um die Schiffe gekommen.

— Du! Das müssen tüchtige Bursche sein.

— Das will ich glauben. Die Gegenden, welche ihnen am nächsten lagen, Lica und Carbeiera, sind wegen der Nachbarschaft von den Einwohnern gänzlich verlassen worden. Hierauf überfielen sie die Inseln und verwüsteten dieselben. Sie haben hunderte und hunderte Lieder über ihre Heldenthaten gedichtet, doch beruhen dieselben auch auf Wahrheit. Einmal schickte Venedig eine Galeere unter Kapitän Veniero gegen sie aus. Die Uskoken überrumpelten in einer stürmischen Nacht auf ihren Kähnen die Galeere und metzelten die Soldaten nieder; den Kapitän sammt seinem Schiffe brachten sie nach Segna, wo sie ein lustiges Gelage veranstalteten. Da mußte nun der Kapitän der Reihe nach mit den Weibern der Uskoken tanzen; als er nicht mehr weiter konnte, schlug man ihm den Kopf ab, riß ihm das Herz aus, das gekocht und vertheilt wurde; jede

Tänzerin bekam ein Stück davon. Das war das Ende des Zechgelages.

Miliora wunderte sich darüber, daß die uskokischen Weiber sich in ein Männerherz theilten. Als ob das andere Frauen nicht auch thäten.

Es war dies das erste Mal, daß sie von einem Männerherzen erzählen hörte.

— Viele halten die Existenz der Uskoken für eine Fabel, setzte Aramita fort. Oft hört man zehn, zwanzig Jahre, oft auch ein ganzes Menschenalter lang nichts von ihnen. Und doch befinden sie sich in ihren Felsennestern und die ganze Gegend zittert vor ihnen und zahlt gern die Brandschatzung, ohne es zu wagen, sie anzuzeigen. Mit einem Fuß stehen sie in der Türkei, mit dem andern in Dalmatien. Wenn sie von den Soldaten unseres Kaisers bedrängt werden, dann gehen sie nach Bosnien durch und zieht ihnen der türkische Pascha entgegen, dann begeben sie sich in das ungarische Küstenland, wo man sie nicht mehr verfolgen kann. Zuweilen hetzen sie die Türkei, Oesterreich und Italien so gegen einander, daß ein ganzer Krieg daraus entsteht. Dann stellen sie sich auf die Lauer und plündern die Proviant-Transporte der beiden kriegführenden Parteien. Manchmal überfällt sie ein Potentat mit solcher Gewalt, daß er sie zermalmt und dann glaubt Jedermann, daß sie schon ausgerottet seien. Nach zehn Jahren sind die Uskoken wieder da, denn das ist kein Geschlecht, das man ausrotten könnte. „Uskok“ bedeutet so viel als „Flüchtling“. Wer nun aus irgend einem Lande flüchtet, sei er Grieche, Rumäne, Italiener, Kroat, Ungar oder Zigeuner, der schlägt sich zu den Uskoken. Auch ihre Sprache ist ein Gemisch von allen zusammen; und es versteht sie Keiner als die tausend Menschen droben. Und sie hei-

rathen nie; die Frau, die ihrem Manne grollt, die flieht zu den Uskoken, und die Dirne, die man aus dem Dorfe hinausstäupt, die trägt zu ihnen ihren Strohkranz hin, wo sie wieder ehrlich wird. Auch Zigeunerinen und türkische Sklavinen kommen die Fülle. Und wenn sie nicht kommen, so bringen sie sich welche. Sie erspähen weit und breit die schönsten Mädchen; sie überraschen sie dann bei Nacht, wenn sie zum Brunnen um Wasser gehen oder wenn sie baden; und sie entführen sie dann mit Gewalt, so daß Niemand mehr von ihnen hört. Vielleicht sehnen sie sich auch selbst nicht mehr nach Hause, denn die Uskoken führen ein lustiges Leben und schmucke Helden sind sie insgesammt.

Miliora schlug ein Kreuz.

— Allein hieher wagen sie wegen der Marguerita gewiß nicht zu kommen? fragte sie zitternd Axamita.

— Gewiß wagen sie es nicht, denn nichts thut ihnen so leid wie ihr schönes Gesicht, und nichts fürchten sie so sehr wie die Pest und sie wissen, daß die hier wohnt.

Das gespenstersehende Raisonnement Jungfer Axamita's war um Vieles begründeter, als so manche Konjektural-Politik. Die Hungersnoth hatte sich zu Beginn des Jahres auch an den dalmatinischen Gestaden eingestellt; auf der Ebene jenseits des Karstes war sie schon längst zuhause und nun begannen im ganzen Küstengebiete die traditionellen Raubzüge. Jeden Tag überfielen die bewaffneten Banden, die von den Bergen herabstiegen, ein anderes Dorf in den Thälern, dann kamen die Städte an der Küste daran. Das dritte Stadium besteht darin, daß man anfängt, auf dem Meere zu rauben. Nun, auch das wird bald folgen.

Es gab wenig Militär, die Monarchie war zum großen Theil entwaffnet. Man konnte nur die Häfen bewachen. Die Städte mußten

selbst für ihre Vertheidigung sorgen und Patrouillen zur Abwehr der nächtlichen Ueberfälle halten. Das that man auch in Porto-Re.

Das mußten nun in erster Reihe die armen Lazarusse von Rovina büßen. Da in Porto-Re die ganze Nacht hindurch die Patrouillen umherzogen, waren die Opfer der Marguerita ihrer einzigen Erwerbsquelle beraubt, nämlich sich das umsonst zu nehmen, was der Kaiser nachträglich bezahlen sollte. Man konnte nicht mehr stehlen und es gab weder Fleisch noch Brod mehr.

Und in zweiter Linie empfanden diesen Mangel die Bewohner der Burg Frangipani. Es gab nun Niemanden, der ihren Tisch mit den gewohnten Nahrungsmitteln versorgt hätte. Jungfer Aramita pflanzte wohl Kartoffeln, welches Gewächs damals eben aus Frankreich eingeführt war und das als Brodnahrung gut anging, doch gingen auch die Kartoffeln zur Neige und nur das Meer gab zu essen, Fische und Schnecken. Auf jede Woche entfielen sieben Festtage. Oft gab es zu Mittag und zum Abendessen nichts als jene langen rosenfarbigen Krebse (scampi), welche nur um Fiume herum gedeihen. Miliora wäre auch damit zufrieden gewesen, nicht so die Lazarusse von Rovina. Diese langen nur im Elend der Nothwendigkeit nach dem Nachtmahl, das ihnen die See bot. Weil ihnen der Genuß von Fischen und Krebsen in der ganzen Haut unausstehliche Schmerzen verursachte. Des Nachts konnte man vor ihrem Geheul nicht schlafen. Nur eine Medizin gab es gegen ihr Leiden, das Brod, und darum flehen sie vergebens, das ist nicht vorhanden.

Man hätte fürchten müssen, daß die ganze Kolonie der Rovinaer Elenden bis zum Frühling bis zum letzten lebenden Wesen aussterben werde. Fürchten? Wem bangte es denn für sie? Keinem Anderen als Miliora. Wer sollte denn dann ihr Asyl vertheidigen

gegen die ganze Welt und gegen die guten Menschen? Gegen gute Menschen vom Schlage der Uskoken, welche die schönen Mädchen entführen, die sich dann in sie so verlieben, daß sie sich gar nicht mehr fortsehnen? Solche Uskoken kann es auch anderswo als in der Gegend von Segna geben.

Eine Nachricht aus der Außenwelt konnte man nirgends erfahren.

Vielleicht hatte Bruder Metell Miliora vergessen, Axamita kostete es täglich viele Mühe, Miliora davon abzubringen, sich in ihren kleinen Fischerkahn zu setzen und sich so auf die Suche nach ihrem Bruder ins Tatarenlager zu begeben.

Drittes Kapitel.

Held Markó.

Gegen Ende Jänner hatte die Hungersnoth bereits einen so hohen Grad erreicht, daß die Scheusale von Rovina zur Nachtzeit sich an die Mauern der Burg Frangipani heranschlichen, um die Blätter der daselbst wuchernden dornigen Akanthus-Stauden zu essen. Miliora hörte mit Entsetzen das thierische Geheul dieser Unglücklichen, das da klang, als würde eine Meute hungriger Hunde vor einer versperrten Thür winseln. — Eines schönen Tages fand denn auch Aramita ihre Speisekammer ganz geleert; Miliora hatte die Erdäpfel und rothen Rüben, kurz den ganzen Vorrath den Unglücklichen über die Mauern zugeworfen.

— Was werden wir aber nun selber essen?

— Weißt Du was? sprach Miliora. Du hast Geld; Fiume liegt in der Nähe, wir lassen von dort Kornmehl oder Maismehl holen und wollen dann Kuchen backen.

Nun hatte freilich Aramita einen ganzen Topf voll Geldes: darunter auch manchen Dukaten; indessen wie sollte dieses Geld nach Fiume wandern und von da in Gestalt von Mehl wiederkehren? Das war die große Frage.

— Aramita, Du hast eine Barke, kannst also am frühen Morgen nach Fiume segeln und Abends schon zurück sein.

— Da müßte aber das Fräulein ganz allein in der Burg bleiben.

— Ist diese Burg nicht durch eine metallene Kuppel der Welt verschlossen?

— Das ist sie wohl. Doch wird Euch nicht die Einsamkeit ängstigen?

— Ich werde nicht allein bleiben, da ich mein Klavier habe.

— Und wer soll die Ziege melken, wenn ich nicht da bin?

— Ich will auch dies besorgen.

Auf solche Weise ließ Aramita sich überreden, in des Fischers Barke nach Fiume zu segeln. Der „Ostro" war der Hinfahrt günstig und auf dem Rückwege werde das Ruder nachhelfen.

Jungfrau Wachtmeister machte sich schon in früher Morgenstunde auf die Reise, nachdem sie vorher die aus aller Herren Ländern herstammenden Geldmünzen vom Topfe in die Patrontasche geleert und sich den Säbel sammt dem Stocke aus spanischem Rohr umgeschnallt, welch' letzterer in der österreichisch-ungarischen Armee ehedem das Ehrenzeichen des Wachtmeister-Ranges gewesen.

Es war schönes, heiteres Wetter, wie wir solches in Ungarn erst gegen Ende April zu haben pflegen. Miliora durfte den ganzen Tag hindurch in ihrem Garten verweilen; die Blumrn der Frühjahrszeit waren hier schon im Jänner in üppigster Blüthe; jedes Fleckchen Erde trug grünen Pflanzenschmuck, hatte doch die Bora schon seit einem vollen Jahre nicht durch diese Gegend gefegt. Mittags melkte Miliora die Ziege, ihr Mahl bestand blos aus Kaffee. Bis zum Abend war ihr die Zeit immerhin erträglich verstrichen;

als aber der Abend herangedämmert kam, da erwachte in ihrer Brust eine ängstliche Unruhe: das bange Gefühl des Alleinseins. Sie nahm ein Buch zur Hand und wußte nicht, was sie las; sie setzte sich an das Klavier und wußte nicht, was sie spielte.

Ein unnennbares Etwas trieb sie von der Burg ins Freie. So stieg sie denn hinab zur Punta; vielleicht würde Aramita früher kommen, wenn sie sie dort erwartete.

Die Sonne war bereits untergegangen; der Himmel war orangegelb, die See stahlblau. Von der Felsenküste zu Porto-Re ragte ein hohes, schief aufwärts strebendes Gerüst in das Meer hinaus: es war die Beobachtungsstation eines Thunfischers, zwei neben einander eingerammte Mastbäume, zwischen beiden führten Treppenstufen an die Spitze, wo eine kleine Tribüne angebracht war. Von da aus späht der Fischer tagelang in die See hinein, ob der Schwarm der Thunfische vorüberzieht, um dann, wenn die Fische in das ausgeworfene Netz gerathen, das letztere zusammenzuziehen.

Miliora hatte dieses Manöver von der Veranda der Punta aus wiederholt beobachtet. Die „Tonnara" lag so nahe zu dieser Veranda, daß man sich von beiden Punkten durch laute Rufe verständigen konnte.

Oft auch hatte sie dem Fischer, wenn er in seiner Sternwarte eingeschlafen war, zugerufen: „Heda, Vater Pablo! Die Thunfische kommen!" Daraus entwickelte sich freilich eine kleine Bekanntschaft.

Andere Leute entflohen eilenden Schrittes, sowie sie Miliora's Gestalt erblickten; der Aberglaube ist hier sehr mächtig und man wähnte, wenn man des Mädchens ansichtig wurde, das Gespenst der Marguerita spuke herum im verlassenen Schlosse. Der alte Pablo aber fürchtete nicht mehr den bösen Geist, der die Leute für das

Küssen mit Qualen heimsuchte; gegen diese Gefahr war er wohl sicher gefeit. Auch erfuhr er von Aramita, mit der er beim Fischen öfter zusammentraf, daß jene Maid kein Gespenst sei, sondern ein lebend Wesen und eine gute Seele noch dazu, die selbst ihren Kummer nicht klagt, nur um Anderen keinen Kummer zu verursachen.

An diesem Tage war nun auch die Tonnara unbesetzt. Vater Pablo aber pflegte von seiner Warte nur fernzubleiben, wenn er einen guten Fang gehabt und die Thunfische in seiner Barke nach Fiume bringen wollte.

Allein weit und breit, so weit das Auge reichte, war die See so leer, daß auf ihrer Fläche auch nicht ein einziges Segel zu erblicken war: eweder eine Fischerbarke, noch einer jener Kähne, welche die Arbeitr des Morgens von Fiume nach Veglia, oder von Buccari nach dem Scoglio führen und Abends dieselben wieder zurückbringen. Selbst die See schien wie ausgestorben.

Wenn Miliora nicht den ganzen Tag damit zugebracht hätte, zwischen den Mauern des Gartens umherzuschlendern und fortwährend von der Punta aus das Meer zu betrachten; wenn sie von dem Thurmfenster aus nur einen Blick nach Porto-Re geworfen hätte, dann hätte sie sehen können, wie die ganze Bevölkerung der Stadt umherlief, wie sich Alles, Groß und Klein, das Vieh vor sich hertreibend, in die Berge flüchtete.

Gegen Abend war kein Mensch mehr in der Stadt zu finden; aber auch von Lebensmitteln blieb nichts zurück. Alles hatten sie fortgeschafft Nur die Lazarusse von Rovina waren in ihren Hütten geblieben. Des Abends setzten sie sich hinaus auf ihre Dächer und man konnte ihr Geheul hören, das dem von Hausthieren glich.

Endlich ein schwarzer Punkt auf dem Meere! Ein Kahn nähert sich von Buccari her. Das ist gewiß Aramita.

Miliora's Auge wich nicht von dem sich nähernden Fahrzeuge; indessen dämmerte es immer mehr und je näher der Kahn kam, desto weniger konnte man die in demselben sitzende Gestalt erkennen. Als der Kahn bei der Punta anlangte, war es bereits Nacht geworden. Miliora stellte sich auf den äußersten Felsen, der in das Meer hinausragte und winkte von dort dem Ankommenden mit dem Tuche. Mit leisen Ruderschlägen glitt der Kahn ganz nahe heran; erst dann sah Miliora, daß nicht Aramita, sondern der alte Pablo darin sitze.

— Nun, Pablo! Was gibt's denn Neues? Guten Abend!

Der alte Fischer zog die Ruder ein, sprang sodann an's Ufer, zog die Barke mit der Kette auf's Land und drehte dieselbe mit dem Kiel nach oben um.

— O, der heiligen Jungfrau sei Dank! Guten Abend, Fräulein. Erlaubt, daß ich meine kleine Barke hier zwischen die Felsen verberge, damit das gottlose Volk nicht auch sie verbrenne.

— Wer das?

— Du weißt also noch nichts? Hat Dir es noch Niemand erzählt? Haben sich doch Alle bereits in die Berge geflüchtet! Ist doch Held Marko schon in Fiume drinnen!

— Wer ist dieser Held Marko?

— Auch das weißt Du nicht? Das ist der Vladika dieser höllischen Uskoken. In der vorigen Nacht kam er, zweihundert Mann stark, auf Plätten von Segna her. Es waren ihrer blos zweihundert, aber Teufel insgesammt. Sie überrumpelten die Stadt im Schlafe, schlugen und fesselten Militär und Polizei, plünderten die Einwohner, rafften Alles, was sie an Lebensmitteln vorfanden,

selbst von den Handelsschiffen, zusammen, zerstörten die kaiserlichen Wachthäuser und kehren noch heute Nachts mit voller Beute über Buccari und Porto-Re zurück. Die Einwohner dieser Städte haben längst vor ihnen die Flucht ergriffen.

— Und Aramita? fragte Miliora, indem besonders dieser Umstand sie erbeben machte.

— Ja, diese gute Seele, Fräulein, die habe ich mit meinen eigenen Augen gesehen, wie sie mit ihrem Kahne heute Morgens nach dem Molo segelte; sie war kaum ausgestiegen, als sie schon von den Kerlen überfallen und gefesselt wurde. Zum Glück war ich auf Schußweite hinter ihr und hatte die Segel gerafft; dann leiden die Räuber an Fischen auch keine Noth; deren haben sie auch zuhause genug; darum hielten sie es auch nicht der Mühe werth, mich zu verfolgen. Aber damals zeigte sich außer mir auch Niemand mehr im Quarnero. Erst in Buccari erfuhr ich von flüchtenden Fischern, was sich in der Nacht in Fiume zugetragen hat.

— Was haben sie mit Aramita gemacht?

— Ich fürchte sehr, sie haben sie aufgehenkt und wenn sie sie auch freigelassen haben, so haben sie ihr gewiß Ohren und Nase abgeschnitten; das ist nun einmal bei ihnen Brauch, wenn sie Jemanden, der eine Uniform trägt, erwischen können. Ja, die erwartet Ihr heute vergebens zuhause, gutes Fräulein. Geht nur rasch ins Schloß, schließet die Thür hinter Euch und lasset ja kein Licht brennen; denn die Uskoken müssen noch heute Nachts hier vorüber. Diese schrecklichen Uskoken, o du mein armer Kopf, wo flieh' ich hin, um ihnen zu entgehen?

— Und ich?

— Du hast leicht lachen! Vor Dir fürchtet sich die ganze

Welt, selbst diese Teufel von Uskoken. Sie glauben, Du seiest die Marguerita. Du bleib nur hier. Habe keine Angst; da brechen sie nicht ein. Dir und diesen Lazarussen von Rovino thut kein Teufel was zu Leide. Ach, wie glücklich sind jetzt diese Aermsten! Könnte ich nur bis morgen Früh eine von diesen Larven annehmen; länger brauchte ich es fürwahr nicht! O heilige Jungfrau von Loretto; befreie uns nur von diesen Uskoken und ich gelobe dir eine vierundzwanzigpfündige Kerze aus reinem Wachs. Auf Ehre! Es wird kein Sandkorn darin sein.

(Diese Bekräftigung eines Gelübdes werden nur Jene verstehen, welche die in der, unter der Burg von Tersato befindlichen berühmten Kapelle niedergelegten Weihkerzen gesehen haben, welche die guten Dalmatiner zum Andenken an ihre Befreiung von großen Gefahren als Geschenk zurückließen. Die fünfundzwanzigpfündige Kerze ist nur in ihrem oberen Theile aus Wachs, vier Fünftel derselben sind eine mit Sand ausgefüllte und mit Wachs blos überklebte Blechröhre — die betrügen selbst die Heiligen im Himmel.)

Auf einmal bemerkte Miliora, daß sie allein geblieben sei; der gute Pablo war zwischen den Felsen verschwunden, ohne auch nur gute Nacht gewünscht zu haben.

Sie blieb ganz allein auf diesem entsetzlichen Platze zurück.

Vor ihr das brausende Meer, hinter ihr die unbewohnte Burg Frangipan, deren Mauern vollgekritzelt waren von den Flüchen der in ihr der Todesqual Erlegenen; nur das Winseln der Delphine in den Fluthen und das Geheule der Lazarusse auf den Mauern war ringsumher zu vernehmen.

Die Furcht hatte sie ganz starr gemacht. Wenn sie nur schon oben in der Burg vor ihrem Kamin wäre, wenn sie sich an's Klavier

hätte setzen, wenn sie sich in ihrem Bette hätte verbergen können; vielleicht würde sie ihre Angst beschwichtigt haben. Doch hatte sie nicht den Muth, im Dunkeln durch die dumpf hallenden Gänge und über die engen Stiegen zur Burg hinaufzugehen; sie blieb an die Steinbank festgebannt, die ehemals dem Puntawächter als Ruheplatz gedient haben mochte.

Da zogen vor ihr die Schreckgespenster der Zukunft auf. — Nicht das sind die furchtbarsten Gespenster, die aus den Gräbern wiederkehren, sondern die jener, die noch gar nicht geboren sind. — Was sollte nun aus ihr werden!

Allein, verlassen, ohne eine bekannte Seele, ohne Rath, ohne Gedanken; losgerissen von jenem Menschen, an den sie die Bande des Blutes knüpften, getrennt von ihm durch unbekannte Länder, auf seinen Befehl hieher verstoßen! Niemand hat eine Ahnung davon, daß sie sich hier befinde. Die von ihr wissen, die halten sie für eine Schreckgestalt und flüchten, wenn sie sie zu Gesicht bekommen.

Wie sie nun so hinausstarrte in die Ferne und sah, wie ein Stern nach dem andern unterging, da schien es ihr plötzlich, als ob in der Richtung von Fiume die Morgendämmerung aufgezogen wäre.

Für eine Dämmerung wäre es im Jänner zu früh, auch geht die Sonne nicht in dieser Richtung auf, dann ist's auch nicht das Licht der Morgenröthe. Sollte es vielleicht Feuer sein?

Der blutrothe grelle Schein scheint sich indessen zu nähern und nach kurzer Zeit hat er schon den ganzen Quarnero umfaßt. In einer Stunde wird man schon ausnehmen können, was es sei. Eine ganze Flotte ist im Anzuge. Die See ist ganz bestreut mit Sternen. Es ist das Leuchten von hundert Fackeln oder Pechpfannen. Das Schiff des Führers erstrahlt in griechischem Feuer.

Bald darauf wird die Erscheinung auch für das Ohr vernehmbar, der Wind bringt den Chorgesang starker Männerstimmen mit sich. Die siegreichen Uskoken kehren in ihre Felsenheimath zurück und das ist ihr Triumphgesang!

Der Schwarm der glänzenden Fackeln kommt immer näher, das Kampflied wird von dem Takt der Ruder begleitet und der Hall von Hunderten und Hunderten Ruderschlägen ertönt wie Fanfarengeschmetter. Die Mauern der Frangipani-Burg widerhallen das Lied und auch das Rauschen der bewegten Wellen.

Miliora sieht sie schon ganz nahe hingleiten gleich Spukgestalten auf dem Wellenspiegel. Sie sind es, die Feinde der Kaiser, Könige, Sultane, Republiken, die alle diese Mächte insgesammt nicht niederzuwerfen vermögen. Seit Jahrhunderten werden sie vertilgt und nun sind sie wieder da! Dort führen sie mit sich die Beute einer ganzen ausgeraubten Stadt. Selbst die mit den kaiserlichen Farben bemalten Barken, die Soldaten an die Ruderbänke gefesselt. Die sind jetzt *ihre* Sklaven. Die Sklaven rudern; die Uskoken singen und trinken. Ihre leichten Kähne gleiten hin über die Wellen wie die Möven; vier Ruderer und drei Bewaffnete sind in jedem Kahne: der letzteren Einer führt das Steuer.

Die geraubten Barken sind in die Mitte der Kahnflottille genommen. Eine der Barken ist das Schiff des Häuptlings, man erkennt sie an der rothen Fahne, die an der Mastspitze weht. Ihre Segelstangen sind mit farbigen Lampions voll behangen und im Bugspriet brennt bengalisches Feuer.

Von dem blendenden Glanze beleuchtet, steht in der Mitte seines Schiffes der Vladika der Uskoken: Held Marko. Ein wunderbar schönes, männlich jugendliches Antlitz; schlanker, ebenmäßiger

Körperbau; die Tracht eitel Purpur und Gold, Weste und Rock mit vier Reihen Dukaten ausgelegt, der leichte Hut über und über ausgenäht mit Imperials und Sovereigns. In seinem türkischen Gürtel stecken Pistolen und Handschars, mit Griffen, die von Edelsteinen funkeln; sein Purpurmantel, den er um die rechte Achsel geworfen trägt und der von einer goldenen emaillirten Spange zusammengehalten wird, schimmert in dem Feuerschein, als würde er den Fürsten der Hölle bedecken.

Miliora starrte diese Erscheinung an, als ob sie ein Traumbild wäre. Die dicke Säule der Punta verbarg sie im Dunkeln vor den Blicken der Räuber. Fliehen hätte sie ohnehin nicht können, war ihr doch als träumte sie.

Ihre Blicke versenkten sich ganz und gar in diese glänzende Erscheinung.

Wenn die Teufel solche Gestalten haben, dann wird es gut sein zu beten, denn sie sind gar zu schön.

Als die Barke des Uskoken-Anführers die Punta erreichte, gewahrte Miliora auf ihr auch noch eine andere Gestalt, als die heldenhafte Erscheinung, die solchen Zauber ausstrahlte. Und diese andere Gestalt war Aramita, an den Mastbaum gebunden.

Miliora erkannte sie und vergaß bei diesem Anblick alle Gefahr.

— „Aramita!“ schrie sie auf.

Und ihr Ruf erhielt ein Echo in dem Jammergeheul der Schreckgestalten von Rovina, die auf den Dächern ihrer Hütten kauerten: auch Jene hatten Aramita erkannt und begannen zu heulen wie Hunde.

Auf den Ruf Miliora's winkte der Höllenfürst dem Steuermann mit gebieterischer Geberde, worauf die Barke sich der Küste zu

nähern begann und in wenigen Minuten die halbmondförmige Buchtung erreichte.

Da wandte sich der Häuptling zu der Gestalt, die an den Mast gebunden war und richtete Fragen an sie mit so lauter und klangvoller Stimme, daß selbst Miliora auf der Veranda der Punta die Worte vernehmen konnte.

— Ist das die Burg? . . .

— War sie es, die da schrie? . . .

— Sind es Jene, die dort heulen?

Die Antworten konnte Miliora nicht hören; sie sah nur, daß zwei Uskoken auf ein Kopfnicken ihres Führers an den Mastbaum eilten und Aramita losbanden. Auf einen zweiten Wink des Häuptlings wurden der Säbel und der Rohrstock der Aramita eingehändigt und zuletzt gar auch ihre Patrontasche herbeigeholt. Der Häuptling rüttelte an der letztern: die Geldmünzen klirrten darin. Hierauf wurde ihr auch die Tasche um den Hals gehängt.

Dann winkte er mit dem Zeigefinger der Jungfrau Aramita, sie könne das Schiff verlassen. Als sie jedoch das Ufer betreten hatte, da rief er ihr ein kräftiges „Halt!" zu.

Aramita stand still und stramm wie der Soldat vor seinem Vorgesetzten.

— Du sagtest, Du habest im Auftrage Deiner Herrin Mehl kaufen wollen für die Krüppel von Rovina. So erfahre denn, daß die Uskoken den Schwachen nichts zu Leide thun! Was sie den Reichen abnehmen, darin theilen sie sich mit den Armen. Wieviel Geld hattest Du mit, um Mehl zu kaufen?

— Dreißig Gulden!

— Dafür erhältst Du dreißig Säcke Mehl. Du findest das zu theuer? Gut, so sollen es sechzig sein.

(Bei jener Hungersnoth konnte man für die dreißig Gulden kaum e i n e n Sack Mehl kaufen.)

Bei der Uebergabe sollte es aber zu großen Schwierigkeiten kommen. Es wollte Niemand das Ufer betreten. Zuerst verweigerten die Uskoken den Gehorsam, und nach ihnen die gefangenen Soldaten. Vergebens drohte ihnen der Häuptling mit der Pistole, es half nichts, sie blieben unbeugsam.

— Seid Ihr denn Alle mit einander Feiglinge geworden? Möchtet Ihr Held Marko nicht selbst in die Hölle folgen?

Bei diesen Worten sprang er selber von der Barke an das Ufer. Niemand folgte ihm.

Der Steuermann ergriff hierauf im Namen seiner Genossen das Wort:

— Du hast nur zu gebieten, Held Marko, und wir gehen Dir selbst in die Hölle, um uns daselbst mit dem Teufel zu schlagen; da aber, wo die Marguerita haust, da landen wir nicht und wenn Du uns gleich Allen die Haut vom Leibe schindest. Nimmer werden wir dieses Mehl an das Ufer tragen.

— Gut. So lasse ich ihnen diese ganze Barke, mit Allem, was darinnen, zurück. Verlasset das Schiff!

Der Häuptling scherzte nicht. Die Mannschaft mußte aus der Barke in die Kähne übersteigen.

Dann ergriff Marko die Kette der Barke und fügte dieselbe in den Eisenring des Landungsplatzes.

— Was darin ist, gehört Alles Dir, sprach er zu Axamita. Die Barke magst Du Deinem Kaiser zurückgeben, sie ist ohnehin sein

Eigenthum. Erspar' Dir den Dank, 's ist ja ein Kaufgeschäft, wo hast Du das Geld?

Aramita breitete ihren Mantel auf den Felsenblock aus und begann das Geld aus ihrer Patrontasche herauszuzählen.

Unterdessen klang eine traumhafte Disharmonie herüber von den Häusern Rovinas; es war, als hätten sich die Hunde verabredet, ein Sängerfest zu arrangiren und Psalmodien zu heulen im Chore. Die Lazarusse der Marguerita haben Augen, die auch im Dunkeln sehen; sie sahen und begriffen daher, was dort am Ufer vorging. Man brachte Brod in der Barke: daran werden auch sie ihr Theil haben. Und sie heulten auf vor Freude.

Dieses Tollhaus von Tönen raubte Miliora die Besinnung. Sie wähnte, jene von Purpur und Gold strahlende, noch mehr aber in der magischen Schönheit eines Mannes erglänzende, edle Gestalt sei ein überirdisches Wesen, einer jener Elfenkönige, von welchen sie in ihren Büchern las .... Und von unwiderstehlichem Zauber hingezogen, verließ sie ihr dunkles Versteck, um die Treppen der Punta hinab an das Ufer zu eilen.

Bei ihrem Anblick schrieen die Uskoken entsetzt auf. „Die Marguerita!" hallte es von den Kähnen und sie ergriffen die Ruder, um in allen Richtungen in die See zu fahren.

Der Häuptling aber blickte stolz erhobenen Hauptes auf das herannahende Mädchen.

— Flieh! Enteile, Held Marko! brüllten die Uskoken. Die Marguerita will Dich küssen!

— Feiglinge! Narren! schrie der Häuptling zurück. Held Marko fürchtet nicht ein Heer von Männern; sollte er vor einem Mädchen zurückbeben?

Leicht flatterte im Nachtwind der weiße Schleier um die Willi-Gestalt Milora's; der grüne Schein des bengalischen Feuers machte ihr Antlitz so bleich, wie die Wangen jener Todesbräute: ihre großen dunkeln Augen hatten allen Glanz verloren.

Und dennoch bebte der Uskoken-Häuptling nicht vor ihr zurück. Ja, er ging ihr noch einen Schritt entgegen und rief, der Traumgestalt gegenüberstehend, die stolzen Worte:

— Wohlan, nicht für Geld will ich Euch diese Barke mitsammt ihrer Befrachtung geben, sondern für einen Kuß von den Lippen dieser holden Fee.

Bei diesen Worten trat das Mädchen erschrocken zurück und erhob abwehrend die Hände: in ihren Augen spiegelte sich tödtliches Entsetzen.

Indessen das Wort „Kuß" hatte auch noch eine andere Wirkung hervorgebracht. Jungfer Aramita sprang im Hui vor Held Marko hin und hielt, ihren Säbel aus der Scheide ziehend, die bloße Klinge quer vor ihm.

— Den Kuß sollst Du nicht kriegen, Vladika, so lange ich lebe!

Marko, überrascht durch diesen tollkühnen Angriff, zog aus seinem Gürtel einen Handschar hervor, den er stolzen Blickes erhob. Man sah es dieser Waffe an, daß jeder ihrer Hiebe ein Blitzschlag war.

Da schwebte Miliora hin zwischen Beide und ergriff des Vojvoden Arm.

— Du sagtest: Ihr thut den Schwachen und Elenden nichts zu Leide. Nun denn: ich bin schwach und elend, schone mein!

Held Marko blickte wonnetrunken auf die flehende Maid. Nun war sie nicht mehr die Feenbraut des Grabes, sondern ein irdisch

Weib mit bebenden Lippen und thränenden Augen. Held Marko ließ den erhobenen Arm mit der gezückten Waffe sinken und sprach in sanftem Tone die französischen Worte:

— Honneur au malheur!

Sodann erfaßte er den Handschar an der Klinge und reichte ihn mit dem Griffe zu Miliora hinüber. Und wieder sprach er französisch zu ihr.

— Vergib mir, wenn ich Dich beleidigt und tödte mich mittelst dieser Waffe, wenn ich Dir je wieder ein Leid zufüge.

Aramita rief ungeduldig dazwischen:

— Da hast Du das Geld, es ist bereits gezählt!

Miliora aber hatte ihm zu dem Geld noch ein Dankeswort zu sagen; sie faltete die Hände wie zum Gebete zusammen und reichte sie so dem Vojvoden.

— Sei gesegnet für Deine edle That!

— Es ist unser Gelöbniß, erwiderte Held Marko, die Reichen in den Staub zu drücken und die Armen emporzuheben. Behalte diese Waffe zum Andenken. Sie wird Dich beschützen. Solltest Du je bedroht werden, so nimm nur diesen Handschar zur Hand! Jeder, der Liguriens Gegenden bewohnt, kennt ihn und fürchtet den Vladika, dem er angehört. Es wird Dir nichts zu Leide geschehen. Lebewohl!

Hierauf warf er seinen Purpurmantel um die Schultern, prang vom Ufer in die Barke, rief den nächststehenden Kahn herbei und ertheilte der Flottille ein Kommando mit mächtiger Stimme. Auf einen Signalpfiff gaben die zweihündert Krieger auf den Barken ein Salvenfeuer und nach diesem Abschieds-Salutschusse erklang wieder das feurige Schlachtlied, begleitet von den Taktschlägen der Ruder.

Die ganze Erscheinung schwebte hinweg wie ein Traumbild aus anderen Welten. Miliora stand lange noch am Ufer und beglei-

tete die Scheidenden mit ihren Blicken, bis auch der letzte Feuerschein vom Horizont verschwand und der Südwind die letzten Klänge des Chorgesanges aus weiter Ferne zu ihr herüberbrachte. . . .

Des Morgens, als Miliora das Bett verließ, wähnte sie, die Ereignisse der verflossenen Nacht wären nur Träume gewesen.

Ein Blick durch das Fenster überzeugte sie jedoch, daß Alles, was sie für ein Traumbild gehalten, sich in Wirklichkeit zugetragen habe. Dort schaukelte die Barke in der Bucht und Aramita hatte ihre gute Mühe, die Fracht desselben an's Land zu schaffen. Die Schreckgestalten von Rovino waren ihr bei dieser Arbeit behilflich. Miliora konnte diese Scheusale nun auch von der Nähe betrachten und ihr Entsetzen ward noch gesteigert durch diesen Anblick. Ihr Hund, dachte sie, kann mit seinem Gesicht Freude ausdrücken, die Larven dieser Lazarusse vermögen auch dieses nicht.

Aramita vertheilte unter sie, was für sie bestimmt gewesen. Was aber für die Herrentafel war, daran durften diese armen Geschöpfe nicht rühren: Aramita trug Alles eigenhändig in die Burg hinauf. Südfrüchte, Leckerbissen, Salami gab es für ein ganzes Jahr; und wo es an Maccaroni und Parmesan nicht fehlt, da braucht man sich über die Speiseordnung nicht mehr zu ängstigen. So war denn die Hungersnoth in der Burg Frangipani und in Rovino zu Ende. Das hatte freilich nur eine einfache Wunderthat bewirkt, die aber doch kein Anderer als Held Marko vollbringen konnte. Wenn die Lazarusse von Rovino singen könnten, welche Heldenballade wäre daraus entstanden!

Als die Barke gänzlich geleert war, löste sie Aramita von der Kette los, um sie den Wellen preiszugeben: möge sie gehen, wohin es ihr beliebt; derlei gefundene Sachen soll man nie behalten. Mögen Andere sie finden!

Viertes Kapitel.

Blinde sprechen von der Farbe.

Die Nacht verging mit der Bergung der so erworbenen Verpflegsvorräthe. Das Ganze glich einem Feenmärchen; es war, wie die Sage: „Tischlein, deck' dich!" Und doch mußte man das Unglaubliche als Wirklichkeit, als thatsächlich Geschehenes hinnehmen. Ist doch die Geschichte dieses ganzen Felsenlandes nur eine Anhäufung feenhafter Märchen, nicht aber eine Verkettung derselben.

Am folgenden Tage bereitete Aramita ein reiches Mahl für Miliora. Was diese übrig gelassen, das verzehrte sie, die einen guten Soldatenmagen hatte. Auch Wein kam diesmal auf den Tisch: es war guter, rother Dalmatiner-Wein. Miliora nippte kaum davon; umsomehr trank Aramita.

Vom Wein wurden nun beide Mädchen gesprächig und sie plauderten über Eines und das Andere. Von der schrecklichen Macht der Uskoken, von der großen Freude der Lazarusse von Rovino, und zuletzt gar von Held Marko. Diesen wollte Eine besser schildern als die Andere. Beide hatten ihn gut betrachtet. Von der Feder an seiner Mütze bis zu seinen gestickten Stiefletten wußten sie ihn genau zu

beschreiben. Weniger übereinstimmend waren ihre Begriffe über den: innern Menschen. Aramita sah in ihm einen wilden, bestialischen Korsar, der sie an den Mastbaum binden ließ. Miliora hingegen betrachtete ihn als einen fürstlichen Ritter von edlem Gemüth.

— Freilich, ein solcher ward er, so wie er Euch erblickte, bemerkte Aramita.

— Nicht doch, er war es schon früher. Er hatte mich noch mit keinem Auge gesehen, als er Dich schon freigab und Dir das Mehl überließ.

— So habe ich mich nicht gut ausgedrückt. Nicht erst Euer Anblick, sondern schon der erste Klang E u r e r S t i m m e hat ihn zahm gemacht. Das ist aber vollkommen wahr. Denn die Geschichte hat sich auf folgende Weise zugetragen: Als ich in Fiume an's Land stieg, da ward ich von Uskoken umzingelt, von denen ich keine Ahnung hatte, daß sie sich der Stadt bemächtigt hatten. Weil ich das Soldatenkleid trage und mich mit dem Säbel vertheidigte, wollten sie mich gleich henken. Darauf sagte ich ihnen, daß ich ein Mädchen sei: ich wußte eben, daß jeder Uskok, der ein Frauenzimmer tödtet, in Acht erklärt wird. So wurde ich ihrem Häuptling vorgeführt. Held Marko frug mich aus, was mich nach Fiume geführt habe. Ich erzählte ihm Alles: daß ich einem armen verlassenen Fräulein in der Frangipani-Burg diene und Brod kaufen wollte für meine Schutzbefohlene, sowie für die Elenden von Rovino, die Hungers sterben, wenn ich nicht zurückkehre. Ich zeigte ihm das hiezu bestimmte Geld; die Münzen, die ich in den verschiedenen Feldzügen erworben, darunter italenische Bajocci, französische Sous, russische Kopeken und bairische Batzen; dann bat ich ihn, mich meines Weges ziehen zu lassen. Darauf sprach Held Marko:

„Ich will sehen, ob Du die Wahrheit gesprochen. Ich bringe Dich hin zur Frangipani-Burg und wenn es dort eine verwünschte Prinzessin gibt und Menschen mit thierischen Gesichtern, dann sollst Du für Dein Geld so viel Brodmehl haben, als Ihr Alle zusammen brauchet. Hast Du aber gelogen, so sollst Du hängen an der Spitze des Mastbaumes." Dann ließ er mich an den Mast binden und hörte nicht auf, zu drohen, bis er Euren Ruf vernahm. Freilich klang Eure Stimme wie ein Ruf der Seraphim aus dem Himmelreiche.

— Und das Geschrei der Lazarusse, die auf ihren Hausdächern hockten?

— Das klang, als hätte man für einen Augenblick das Thor der Hölle geöffnet und als wäre das Klagegeheul der Verdammten daraus hervorgedrungen.

— Und siehst Du, er hat Dir dann gleich die Freiheit wiedergegeben.

— Ja freilich und auch der Handel war bald abgeschlossen; aber die ganze Barke sammt der Befrachtung gab er doch erst her, als er Euch erblickte.

— Und er wollte das Geld gar nicht mehr nehmen; mit einem Kusse hätte er sich begnügt.

— Den hat der Schlingel aber nicht bekommen.

— Hörst Du, Axamita. Wenn er mir den Kuß mit Gewal geraubt hätte, ich würde jetzt darüber verzweifeln. Aber daß ich ihm den Kuß nicht aus freien Stücken gegeben, als er danach verlangte: das reut mich jetzt sehr im Herzen.

— Das ist ein großer Fehler.

— Und doch ahne ich ja gar nicht, was ein wahrer Kuß in Wirklichkeit ist.

— Ich weiß dieses ebensowenig.

— Ist der Kuß süß, daß man sich so sehr nach ihm sehnt? Oder brennt er und muß man ihn gar fürchten? Sieh, als dieses Wort von seinen Lippen klang, da begann mein Herz so rasch zu pochen und meine Wangen brannten wie zwei Flammen. Und im nächsten Augenblicke erfaßte mich ein Zittern, das mir selbst die Zähne klappern machte.

— Es ist ein Zauber.

— Wenn ich ihn geküßt hätte, wäre es da wohl geschehen, daß meine Seele mit ihm gegangen und die seine dafür im Tausche hier geblieben wäre?

— Ich fürchte leider, daß dies auch ohne den Kuß geschehen ist.

— Und wenn man nur so in der Seele die Seele eines Andern küßt, ist das auch eine Sünde?

— Ich glaube.

— Und wenn es Einer im Traume vorkommt, daß sie Jemanden küßt, muß sie auch dafür büßen?

— Im Traume büßt man solches gewiß.

— Aber im Traume hat man ja keinen Verstand. Auch ist man im Traume nicht hier in der Frangipani-Burg, sondern in schönen, schönen Gegenden, wo Männer und Frauen scharlachrothe Kleider haben und Balladen singen.

— Man thut besser daran, aus solchen Träumen zu erwachen; denn im Traume empfindet die Seele noch lebhafter den Schmerz, als wenn man wach ist.

Miliora lachte laut auf.

— Weißt Du, was ich jetzt lache? Ist denn ein Kuß so kost-

bar, daß man dafür eine ganze Barke sammt Befrachtung hingeben möchte?

Aramita bejahte dieses.

— Da könnte ich mir ja eine ganze Flotte erwerben aus lauter Küssen!

— Das könntet Ihr allerdings. Habe ich ja selber schon Weiber gesehen, die Diamanten, Paläste, Fürstenkronen erworben hatten — mit Küssen. O, der Kuß, er ist kostbarer denn alle Schätze des Erdenrundes, werthvoller als die himmlische Seligkeit. So sagt man es wenigstens.

— Wenn er aber besser ist als die himmlische Seligkeit, so ist er ja auch für Denjenigen gut, der ihn gibt.

— Das glaub' ich wohl selbst.

— Und wenn dem so ist, warum wollen doch die Männer die Küsse so theuer bezahlen?

— Weil der Mann der Verlangende ist: das ist so die Fügung Gottes. Im Tartaren-Lager zu Paris wird der Kuß mit Diamanten bezahlt, im wirklichen Tartaren-Lager mit Kameelen und Schafheerden: da wie dort ist aber stets der Bräutigam der Großmüthige.

— Und gibt es nirgend einen Ort, wo Küsse nur für Küsse in Tausch gegeben werden?

— Ein solches Land habe ich noch nicht gesehen.

— Und warum ist das so eingerichtet?

— Weil die Braut nur Einen Schatz hat, den sie dem Bräutigam geben kann.

— Ist dieser Schatz ihre Schönheit?

— Meinetwegen, sei es ihre Schönheit.

— Aber in des Mädchens Augen ist ja der Bräutigam weitaus schöner.

— Das weiß ich nicht.

— Wie meinst Du, wird er je zu uns wiederkehren?

— Ich befürchte es.

— Warum die Furcht, Aramita?

— Nun, weil Held Marko in seinem Felsennest ein Fürst, ein Vojvode sein mag: aber in des Kaisers Reich bleibt er doch immer nur ein Räuberhauptmann, der hieher nur plündern, Beute fangen, Blutbäder anrichten kommt.

— Was er uns nicht Alles nehmen könnte!

— Mir wohl soviel wie nichts: aber einer Andern könnte er doch Etwas rauben.

— Du meinst den einmal verweigerten Kuß? Den würde ich ihm nie und nimmer geben.

— Sagt' ich Euch doch schon, daß die Uskoken gewaltthätige Leute sind. Sie nehmen nichts so, wie andere Leute. Nicht das Werben um Mädchen ist bei ihnen Sitte, sondern der Mädchenraub. Das ist ja gar keine rechte Braut in ihren Augen, die sie nicht mit Gewalt entführt. Daß Held Marko den ihm versagten Kuß sich nicht hier in der Frangipani-Burg holen wird, dessen bin ich so gut wie sicher. Den Namen Marguerita fürchten selbst die Uskoken mehr noch, als die Pestbeulen. Um ihren Kopf ist ihnen nicht bange, wohl aber um ihr Antlitz. Die Gebote der Kirche mißachten sie, aber sie fürchten den bösen Zauber. Sahen wir ja, daß von allen den zweihundert Räubern, die doch kein Bedenken tragen würden, den Feuerschlünden der Kanonen im Hafen zu Pola entgegenzustürmen, daß von allen diesen Helden auch nicht ein Einziger das Ufer zu betreten wagte. Fällt es aber einmal ihrem Vladika Held Marko ein, in diese Burg einzudringen und die zu werbende

Braut nach echter Uskokenart mit beiden Armen umfassend, mit ihr auf die See oder in die Wälder hineinzuflüchten, wo der Zauber keine Macht mehr hat: so weiß ich wirklich nicht, welchen Schutz uns der Himmel dann zu bieten vermöchte.

— Schau, Aramita, ich will Dir etwas anvertrauen. Seit ich jenen Mann gesehen, erfüllt er allein alle meine Gedanken und alle meine Träume. Er ist für mich ein wunderthätiger Heiliger. Wohin ich immer schaue, ihn sehe ich überall: seine schönen Augen, sein herrliches Gesicht, seine anbetungswürdigen Lippen. Und in meinen Träumen küsse ich hundertmal diese Lippen, umarme wild seine Gestalt, will nimmer von ihm lassen; und ich flüstere ihm Worte zu, — verhüte Gott, daß die reine Luft sie erlausche! Und dennoch, wenn dieser Mann ungerufen hieher käme und unbefugt vor meine Augen träte und trüge er selbst den magischen Reiz der Feen in den Augen und auf den Lippen und wäre er angethan mit allem Prunk der Könige und drohte er mir mit gezücktem Schwerte und feuerspeiender Flinte, um mich zu zwingen, daß ich ihm folgte: ich würde nimmer mit ihm gehen. Entrisse er mich mit Gewalt, ich würde mich wehren mit meinem Dolche, mit meinen zehn Fingern und mich doch nicht entführen lassen. Und schleppte er mich fort und bände er meine Hände zusammen: ich würde den Athem zurückhalten und mir so den Tod geben, nie aber würde ich ihm den Kuß geben, den ich ihm nicht geben will.

— Das glaube ich, sprach Aramita. Das ist ganz wahr und ich habe mir es nicht anders vorgestellt. Allein wenn Held Marko einstens sich hieher verirren würde, verfolgt und vogelfrei, zerrissen und zerschlissen und verwundet, Rettung und Heil suchend bei seinem Schutzengel: ob dann wohl dieser Schutzengel nicht mitsammt dem

armen Verfolgten in die weite Welt hinausfliehen würde, dafür möchte ich nicht die Hand ins Feuer legen!

Mit großem Staunen richtete Miliora ihre dunklen, in tiefem Feuer strahlenden Augen auf Aramita, wie Einer, dem sich ein unerwarteter Anblick darbietet. In der That — in solcher Gestalt hatte sie das Ideal ihrer Träume noch nicht gesehen. . . . . In Lumpen gehüllt, von Blut triefend, fliehend gleich gehetztem Wilde. . . Das ist die gefährlichste Traumgestalt eines angebeteten Mannes.

Wie gut wäre darüber nicht zu träumen.

Fünftes Kapitel.

Die Gusla.

Die Veste des Uskoken-Fürsten hat nie noch eine Feder, oder ein Zeichenstift geschildert. Fremde, die die Burg gesehen, haben niemals verrathen, was sie daselbst geschaut. Die Köpfe, die man auf Stangenspitzen gesteckt, haben guten Grund zu schweigen. Und die Zinnen der Vojvoden-Burg waren alle Zeit mit solchen geschmückt. Das ist die Ornamentik der Uskoken.

Diese Burg liegt nicht in der Stadt Segna; geschlängelte Hohlwege führen zu ihr hin, in welchen nie noch ein Roß gegangen (mit Ausnahme des Rosses, das dem Königssohne des Märchens eigen war; freilich konnte dieses Roß von einer Felsenspitze auf die andere springen). Dort, wo der Felskorridor sich öffnet, breitet ein tiefes Thal sich aus und in der nebelbelegten Sohle dieses Thales liegt die Burg, umringt von steilen Felswänden, deren zackige Gipfel nackt und öde in die Wolken ragen. Im ganzen Thale findet sich keine Spur eines Baumes; nur der Wachholderstrauch grünt hie und da auf den Felsen. Auch Saaten sind hier nirgends zu sehen; die Arbeit ist unbekannt in diesem Thale. Hier wird nicht gesäet und nicht geerntet; nur immerfort gezecht. Anderwärts arbeiten doch mindestens die

Frauen und man sieht ihrer Hände Werk in den kleinen Gärtchen, die sie den Felsen-Einöden abgerungen. Hier gibt es auch solche Gärten nicht. Der Frauen einzige Arbeit ist, schön zu sein — und tapfer. Mit Sticken und Nähen dürfen sie sich nicht die Augen schwächen, die sie beim Scheibenschießen brauchen.

Eine lange Stufenreihe, in die Felswand gemeißelt, führt empor zum Burgthor; der ganze Bau gleicht stark einer fertigen Ruine, wie wir solche auf den Berggipfeln in der Waag-Gegend häufig sehen: dieselben nackten Wände und dieselben übereinander gehäuften, durch Mörtel nicht zusammengehaltenen Felsblöcke. Nur die Bedachung ist hier eine verschiedene; die Dippelbäume sind hier morsche Baumstämme, die ungezimmert unter dem Dachstuhle hervorragen. Das Dach ist hier mit Schindeln, dort mit Weinreben-Garben gedeckt; einen der Thürme ziert gar ein Kupferdach, das Metall dazu hatten die Uskoken wahrscheinlich vom Kiele einer gestrandeten Galeere geholt. Die Böschung der nördlichen Bastei ist mit ausgespannten Schafsfellen ausgelegt; aus der massiven Wölbung der Thoreinfahrt ragen drei lange Stangen hervor, auf jeder derselben ist je ein vom Rumpfe getrennter Menschenkopf ausgesteckt; eines dieser Häupter trägt einen langen Bart und einen Turban, das andere einen kurzgeschorenen Schnurbart und einen Kalpak aus Bärenfell, das dritte zeigt glattrasirte Wangen und ist mit einer herabhängenden rothen Mütze bedeckt. — Ein vollständiges politisches Programm, das an Deutlichkeit und Verständlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt.

Der Burghof ist genügend geräumig, zum Tanze sowohl, wie für Turniere; — auf der Sonnenseite zieht sich eine Weinlaube mit bemoosten Ranken hin. Halsbrecherische, baufällige Korridore verbinden die Flügel des Gebäudes miteinander, die alle die Eigenschaft

besitzen, daß ihre Mauern wohl genug Oeffnungen, dagegen aber keine verschließbaren Thüren und Fenster haben. Gegen die Kälte gibt es da Pelze und Feuerherde: wozu also die frische Luft aus dem Hause verbannen? Die Uskoken kennen eben das Rheuma nicht.

Blos das Schlafzimmer des Vojvoden kann sich einer Thür rühmen; freilich ist diese aus Eisen geschmiedet und mit Schießlöchern versehen. Von einem Bett ist im ganzen Zimmer keine Spur zu finden, denn bei den Uskoken schläft selbst der König nicht in einem solchen Möbel. Der Fußboden und die Wände sind aber mit den kostbarsten orientalischen Teppichen und mit einer reichen Sammlung prachtvoller Waffen bedeckt und behangen.

Die größte Merkwürdigkeit des fürstlichen Schlafzimmers ist aber „der Baum der Chronik", ein mächtiger Eichenstamm in der Mitte des Saales, dessen starke Aeste bis an die Wölbung hinanreichen. Und dieser Baum ist bis an den Wipfel vollgenagelt — mit menschlichen Ohren. Die Aeltesten der Uskoken wissen alle die in Schlachten erlegten mächtigen Feinde zu nennen, welchen diese Ohren einst angehört hatten: es gab darunter Venezianer, Oesterreicher, Türken, Griechen, Spanier, Kroaten, ja selbst Mohren. Ein ganzes Inhaltsverzeichniß, in Ohren-Abschnitte eingetheilt. Einige Zweige entbehren noch dieses Schmuckes, sie warten auf den Beginn eines neuen Kapitels. Das ist das „goldene Buch" des Uskoken-Volkes, welches auch die Namen der Helden verewigt, die diese Gegner erlegt haben. Von jedem dieser Helden gibt es Balladen, die bei den Klängen der Gusla gesungen werden.

Ah, die Gusla ist ein mächtiges Ding, es steckt in ihr eines Volkes Geschichte, Verfassung, Jurisprudenz, sie faßt die Gesetze, den

bürgerlichen und Strafkodex, die Glaubenssatzungen, die internationalen Verträge, die europäischen Garantien und Mandate, die Stipulationen, das politische Programm eines Volkes in sich; es liegen in ihr das Testament des verstorbenen Czars, die Weissagungen der Propheten und alle süßen und bitteren Lügen der Dichter und Staatsmänner. Die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Unmögliche Dinge, an die alle Welt glaubt und die vielleicht gar nicht so unmöglich sind. All dies faßt die Gusla in sich.

Und diese Gusla ist ein unförmiges Instrument, ähnlich der Baßgeige unserer Zigeuner: ein bäuchiges Halbfaß, mit Gaisfell überzogen und mit einem langhalsigen Griffe versehen, welchem entlang vier Saiten ausgespannt sind. Man findet dieses Instrument an den Wänden aller Wirthshäuser des dalmatinischen Küstenlandes. Die Gäste nehmen es vom Nagel, um, bis der Hammelbraten fertig wird, die Zeit mit Sang und Klang zu vertreiben. Es ist dies ein Instrument, das alle Welt zu handhaben versteht; man braucht nur mit dem aus einer Weidenruthe verfertigten Bogen bald die dünne, bald die dicke Saite zu bestreichen: und die Musik ist fertig. Und es ist eine schöne Musik: die Leute verstehen sie; und auch das Lied dazu ist schön: bald geht's aufwärts, bald abwärts, bald wieder sehr hoch hinauf und nicht selten auch sehr tief hinab. Und aus dem Ganzen wird eine melancholische Melodie, die Niemand noch in Noten gesetzt hat und die eben deshalb sich nach Belieben ändern läßt: und dennoch stimmt sie Jeden traurig, der sie hört und gar auch die dazu gehörigen Verse beherzigt. Es sind dies Liebesgeschichten, die in der Regel mit dem Tode der Liebenden enden.

Die Mütter sind selbstverständlich böswillige Geschöpfe, die ihre Töchter nicht den Geliebten geben wollen. Die Geliebten sind natür-

lich Helden, d. h. Räuber; die Nebenbuhler Tyrannen, Aristokraten: d. h. Hajduken und Panduren. Ein arges Blutvergießen ist gewöhnlich das Ende des Liedes. Auch solche gibt es, welche die Saiten der Gusla zu Epopöen zu streichen verstehen. Das sind aber schon greise Sänger. Denn bei Heldensagen ziemt nicht jungen Leuten der Gesang. Auch braucht man dazu ein gutes Gedächtniß. Ferner würde es sich nicht schicken, daß Jünglinge von den Heldenthaten der Ahnen singen, da es ihnen doch gegeben ist, ähnliche Wunderthaten selbst zu vollbringen; während es alten Augen ganz gut ansteht, Thränen zu vergießen, wenn das Lied von jenen Helden erklingt, mit denen sie in ihrer Jugend in einer Reihe gestritten und gelitten.

In der Vojvoden-Burg bleiben nur die ältesten Leute und das Weibervolk zuhause, wenn die streitbare Männerschaar der Uskoken auf Räuber-Abenteuer auszieht. An Nachmittagen, wenn die Sonne heiß scheint, tanzen die Mädchen im Hofe der Burg.

Die Uskoken-Mädchen sind sehr schön, mit herzförmigem Gesicht, winzigen Füßen und Händen, spitzem, feinem Kinn und mandelförmig geschnittenen schwarzen Augen; ihr Teint ist ein zartes Gemisch von Weiß und Roth, ihr Wuchs nervig und schlank, ihr Haar bis an die Kniee reichend. So lange sie Mädchen, sind sie sehr schön und sehr rein körperlich wie im Herzen, waschen ihre Wangen und baden ihren Leib in frischem, kaltem Wasser. Von der Minute ihrer Heirath aber dürfen sie sich nicht mehr waschen und kein Wasser darf wieder auf ihre Wangen kommen, es sei denn das Wasser des Regens, der auf sie niederfällt. Diese Sitte vererbte sich noch aus jener Zeit auf sie, da alle Flüchtlinge der Welt in einem Haufen zusammengeriethen und sich Uskoken zu nennen begannen; da geschah es, daß sie, um den türkischen Brüdern ein Zugeständniß zu machen,

beschlossen, das Schweinefleisch nicht zu essen, den Most zu brauen, noch ehe er sich zum Weine ausgährt; den Weibern keine Seele zu geben und die Frauenwangen den Blicken fremder Männer zwar nicht mit Schleiern, sondern dadurch unzugänglich zu machen, daß sie ihnen das Waschen ihres Antlitzes nicht gestatten. Und der Uskoken-Frauen Herz ist so unrein, wie ihr Gesicht.

Der Tanz der Uskokenmädchen ist ein überaus einfacher. Die Tänzerinen stellen sich im Kreise auf, bilden mit geschlossenen Händen eine Kette, strecken einen Fuß vorwärts und neigen sich nach den Tönen der Gusla bald rechts, bald links; zuweilen, wenn der Barde mit seinem Sange innehält und nur die Gusla spielt, stoßen sie Klagerufe aus, als würden sie einen Todten beweinen: „Oh, oh, oh!" Sodann fängt der Tanz von neuem an.

Die Greise und Kinder aber sitzen rings um den Gusla-Sänger, der das stöhnende Instrument zwischen den Beinen hält und mit dem Weidenruthen-Bogen bestreicht und dazu mit heiserer Stimme, passend zu den Tönen seines Instruments, ein balladenähnliches Lied singt „vom Helden Marko, dem Königssohne"; nur manchmal hält der Alte inne, wenn die Reihe an ihn kommt, aus dem Gaisfellschlauch, der in der Gesellschaft von Hand zu Hand geht, *schwarzen* Süßwein zu trinken.

Unterdeß bereiten die Frauen im ungeheuren Saale des Erdgeschoßes ein Siegesmahl vor; da werden zwölf Hammel auf Spießen gebraten: sämmtliche auf *einem* großen Feuerherde, dessen Rauch durch die Fensteröffnung ins Freie zieht. Das Mahl ist für die Heimkehrenden bestimmt. Die Nachricht ihrer siegreichen Heimkehr hat die auf eine Felsenspitze gestellte Vedette bereits gemeldet, welche die

zurückkehrenden Barken noch auf dem Meere erblickt hatte. Da mußte es eine reiche Beute gegeben haben.

Und auch der Sänger der Gusla bereitet sich zur Aktion vor, denn er weiß, daß es an solchen Tagen sich ziemt, die Ballade „vom Helden Marko, dem Königssohne“ den Siegern vorzusingen. Schneeweiß sind Haare und Bart des alten Troubadours und seine Hände sind nur mehr Knochen und Haut und Adern. Er ist wie ein Prophet, der zuletzt sich selber den Glauben beigebracht, daß all das, was er singt, sich auch in Wirklichkeit begeben habe; und auch wie ein Poet ist er, der heilig daran glaubt, daß sein Lied ein wahrhaftiges Gedicht und obendrein auch noch ein sehr schönes sei. — Das ist Geschmacksache.

„Felsenhöhle, tief im Rjeka-Thale,
Heldenmüth'ger Marko schläft darinnen,
Letzter Sprosse alten Königsstammes.
Tapf'rer Marko gab Befehl der Vila,
Die vor seiner Höhle hält die Wache:
Keiner Seele sollst Du Einlaß geben.
Nur wenn kömmt zu Dir mein Herzensliebchen,
Margarita, meine gold'ne Blume,
Die im Vorjahr ist hinweggezogen,
Weit hinweg, hinauf ins Reich des Himmels;
Hat's geschworen, vom Revier der Sterne
Rückzukehren einst an meinen Busen;
Sie wenn kommt, in Liebessehnsucht fragend,
Zeige ihr Held Marko's Ruhestätte.
Oder kommt mein treues Roß Durindo,
Das ich todt ließ auf dem Schlachtfeld liegen,
Kommt es wiehernd: „Marko, auf den Sattel!“
Ihm auch darfst Du meine Gruft erschließen.
Oder sollt' mein guter Säbel kommen,
Dessen Stahl zerbrach in meinen Händen,
Sollt' er pochen mit demant'nem Griffe
An die Thüre meines Grabgewölbes,

Ihm gestatte noch zu mir zu kommen.
Bis dahin Held Marko bleibt verschollen."
Und die Vila that, wie ihr geheißen:
Drei der Thüren dreifach ließ sie zimmern,
Vor der Höhle, allwo ruht Held Marko.
Schmiedeeisen war die erste Thür,
Schimmernd helles Silber war die zweite,
Puren Goldes war der Thüren dritte.
Fortan war es Jedermann verborgen,
Wo der Königssprosse Marko weile.
Hell ertönt im Wald der Ruf des Kukuks:
Wo mag Marko weilen? fragt der Rufer.
Immer wieder schallt hervor die Frage,
Wenn er's wüßte, nimmer würd' er fragen.
Flackernd Irrlicht tanzet auf dem Moorgrund
Nächtlich schimmernd irrt es hin und wieder,
Immer suchend nach dem fernen Marko,
Fänd' es ihn, es fände dann auch Ruhe.
Flackernd Irrlicht und auch Kukuksvogel,
Niemand And'rer ist's als Margarita,
Holde Braut des tapfern Helden Marko,
Die hinweg ins Sternenreich gezogen,
Doch geschworen hat, zurückzukehren,
Aufzusuchen ihren Helden Marko.
Doch die Vila schließt nicht auf die Thüre,
Nicht dem Kukuk, nicht dem flackernd Irrlicht.
Endlich trat als blühend schöne Jungfrau
Margarita hin vor Vila's Augen:
„Sprich, wo weilt mein süßes Lieb, Held Marko,
Wecken will ich ihn, wenn er im Schlafe.
Bin ja seines Herzens Auserkorne,
Bin verlobt ihm, schau hier seine Ringe;
Einer ist aus hartgeätztem Stahle,
Schimmernd weißes Silber ist der zweite
Und der dritte aus gedieg'nem Golde.
Alle drei steckt' er mir an die Finger
Am Georgitag im Abenddämmer."
„Bist Du's wirklich, bist Du Margarita,
Tapfern Marko's auserkorne Holde,

Dreifach ihm verlobt kraft Deiner Ringe:
Wirst Du ihn auch leicht zu finden wissen.
Drei verschloss'ne Thüren bergen Marko;
Poch' daran mit Deinen Ringen, Jungfrau:
Mit dem Stahlring an die Eisenpforte,
Mit dem Silberring an's Thor aus Silber,
Mit dem Goldring an die güld'ne Thüre:
Rasch erschließen Dir sich alle drei dann."
Dem gehorcht' die holde Margarita
Und erschloß die festgesperrten Pforten,
Alle drei erschloß sie mit den Ringen;
In der Höhle Marko lag im Schlafe:
„Herzensliebchen, theurer Prinz, erwache!"
„„Wer ist's, wer ist's, der mich will erwecken?""
„Margarita ist's, die Dir Verlobte."
„„Sprich, woher Du kommst, mein süßes Bräutchen?""
„Weiten Weges, aus dem Himmel komm' ich."
„„Und was führt hieher Dich aus dem Jenseits?""
„Hab's gelobt, zu Dir zurückzukehren."
„„Und was bringst für mich Du aus dem Himmel?""
„Bring' den Brautkuß, den ich Dir versprochen."
Sprach darauf der Fürstensprosse Marko:
„Weh, mein Bräutchen, holde Margarita,
Weh, der Brautkuß von den Lippen eines
Aus dem Jenseits heimgekehrten Liebchens
Bringt nicht Freude, bringt blos Höllenqualen.
Wehe, wer von Deinen Lippen kostet,
Fluchen wird er seinem Mutterschooße!"
Margarita that hierauf erwidern:
„Hast's errathen, Bräutigam, Du Holder;
Wärst durch einen Kuß von meinem Munde
Höllenqualen ewig preisgegeben.
Sollst mich auch nicht küssen, bis der Zauber
Nicht von meinen Lippen ist geschwunden."
Frug sodann der edle Fürstensprosse:
„Was kann thun ich, daß der Zauber schwinde?"
Gab zur Antwort holde Margarita:
„Nicht verläßt der Zauberbann mich eher,
Bis gebadet ich im Rjeka-Flusse,

Daß die Wellen an den Mund mir reichen,
Sattgeröthet von des Feindes Blute.
Hab' ich erst ein solches Bad genommen,
Dann erst darfst empfahn Du meine Küsse."
Marko gab hierauf die zorn'ge Antwort:
„Zieh hinweg und schenke fremdem Volke,
Schenk' dem Feinde, der uns arg bedrücket,
Deiner Küsse qualenspendend Feuer.
Nicht will ich noch Feindesblut vergießen:
Noch hat mir mein treues Roß Durindo
Nicht gewiehert: „Schwing Dich in den Sattel",
Nicht geweckt mich noch die gute Klinge.
Todt ist jenes noch, zerbrochen diese.
Bis dahin wär' unnütz mein Erwachen.
Erst wenn ich Durindo einst erblicke,
Der, wenn ich ihm einen Hieb versetzte,
Keck dahinflog und von einem Ufer
Auf das and're sprang mit einem Satze;
Gab ich ihm der Streiche zwei, so flog er
Leichtbeschwingt auf hoher Berge Gipfel;
Gab ich zornig ihm drei feste Hiebe,
Schlug er aus so mächtig mit den Hufen,
Daß der Felsen unter ihm erdröhnte,
Städte bebend in den Staub versanken
Und zu tödtend Trümmerhaufen wurden.
Ruft dies Roß erst: „Ziehe aus nun, Marko,
Berge stürmen und Tyrannen tödten!",
Kommt dazu dann meine treue Klinge,
Mittelst welcher ich mit einem Hiebe
Feste Panzer hab' entzweigespalten,
Schwang ich sie zu schwerem Doppelhiebe,
That im Felsen sich ein Weg erschließen;
Und der Hiebe drei, wenn sie gegeben,
Fiel vom Haupt des Sultans ab die Krone;
Ruft dies Schwert erst: „Ziehe aus nun, Marko,
Reife Halme, Feinde, niedermähen!"
Dann erst weiß ich, daß der Morgen dämmert,
Dann auch schwellen an der Rjeka Fluthen
Von dem Blutstrom, den der Feind vergossen;

Und so hoch wird dann die Welle wogen,
Daß sie an die Lippen Dir wird reichen,
Holde Braut, Du süße Margarita.
Rein davon wird nicht allein der Mund Dir,
Auch Dein Leib bis an die Nägelspitzen,
Wie der Schnee auf hoher Berge Gipfel.
Dann erst wollen, Theure, wir uns küssen,
Und der Brautkuß soll noch süßer sein, als
Honig von der Rosmarinen-Blüthe,
Süßer als der süßen Rebe Mostsaft...
Süß, so süß wie Milch von Mutterbrüsten,
Und noch süßer sei der holde Brautkuß:
Sei so süß, als wie gestillte Rache!"

Der alte Sänger hätte die Ballade noch weiter ausgedehnt, wäre die idyllische Unterhaltung nicht durch das Geknatter von Flintenschüssen unterbrochen worden. Diese Schüsse avisirten die Ankunft der siegreich heimgekehrten Helden.

Da löste sich augenblicklich der Reigen und in stürmischer Hast eilten die Mädchen — zum Burgthor hinaus, die Bergstraße hinan — den Kommenden entgegen. Viel Freudiges — das wußten sie — wird ihnen da gebracht: reiche Marktstücke, schöne, bunte Kleider, Seide, türkische Stoffe, Regenbogenbänder in das Haar zu flechten, kostbare Juwelen all' aus Gold und Silber. Und gar das viele Naschwerk, ursprünglich für großer Herren Tische bestimmt: Syrup in Rosenwasser und Mandeln gestockt, glücklicher Zonen duftreiche Früchte, süßer Weiberwein, milde Liqueure. Und was theurer und kostbarer noch als dies Alles, was ein ergänzend Theil der Morgengabe des Bräutigams, wie die vergoldete Orange, welche auf der Brautschüssel zu prangen hat: auch dies, hofften die Mädchen, wird ihnen nun mitgebracht werden: von jedem Brautwerber je ein abgeschlagenes Menschenhaupt. Denn der Uskoken-Bursche darf

nicht heirathen, so lange er sich nicht irgendher ein Feindeshaupt verschafft: das ist seine Morgengabe, ohne welche kein ehrbares Mädchen, ja selbst keine Witwe einen Jüngling heirathen darf. Nach dem siegreichen Raubzuge herrscht deshalb so laute Freude im Felsenthale, weil nun der Fasching beginnt. Jeder Jüngling hat diesesmal sicherlich das abgeschlagene Menschenhaupt als Trophäe mitgebracht, um es als unerläßliches Lösegeld dem zukünftigen Eidam zu den Füßen zu legen. Von solcher Hoffnung erfüllt, eilen die Mädchen jauchzend den Berggipfel hinan, um die ankommenden Sieger zu erwarten. Dort erhebt sich der berühmte Felsen, der „Opferstein" genannt wird; ein kolossaler Felsblock, der sich von der Stelle rücken läßt, wenn zwölf Bursche sich über ihn machen; freilich müssen es Uskoken-Jünglinge sein, die mit stählernen Muskeln gesegnet sind. Wird dieser Block vorwärtsgerückt, so gähnt Einem der Schlund einer tiefen Höhle entgegen. In diese Höhle pflegen die Uskoken, von ihren Raubzügen heimkehrend, die mitgebrachten Gefangenen zu werfen. Bis hieher bringen sie sie lebend, denn der Sklave ist ihnen ein Lastthier, das die Beute keuchend die steilen Wege hinanschleppt. Indessen über den Kamm des Berges dürfen die Gefangenen nicht hinüber; kein fremdes Auge darf je das Thal erblicken, das den Felsenhorst der Uskoken birgt. Die Gefangenen werden in die Höhle geworfen und darin behalten, solange es den Uskoken beliebt. Wird von ihren Angehörigen Lösegeld geschickt, so werden sie freigelassen. Gibt es aber weder Lösegeld, noch reiche Beute, und war das Ergebniß des Kampfes blos eine Anzahl blutiger Wunden, dann werden die Gefangenen aus der Höhle hervorgeschleppt und auf dem Opferstein enthauptet. Die schönen Mädchen rollen eigenhändig die zerstückelten Leichen über die steilen Pfade hinab, den im Thale ein-

herirrenden Wölfen, gleichsam als wären diese ihre Brüder, zurufend: „Da habt Ihr, das ist Euer!“

Die Beute, die bis hieher auf dem Rücken der Gefangenen gekommen, wird hier auf die Schultern der Mädchen geladen, welche sich freudig zu Lastthier-Diensten hergeben.

Diesmal gab es viele Gefangene und noch mehr Beute: nur abgeschlagene Häupter gab es nicht. Die Gefangenen wurden vorläufig in die Höhle gesperrt; dann verschloß der schwere Opferstein wieder die Oeffnung der Höhle.

Für den Mangel an Menschenhäuptern wurden die liebenden Mädchenherzen reichlich entschädigt durch die kostbarsten Geschenke. Auch ist da das Küssen vor der Hochzeit nicht verboten, noch bedarf es eines Bades in der von Feindesblut getränkten Rjeka, wie in der Ballade vom Helden Marko und der schönen Margarita: den liebenden Herzen steht hier in der Wirklichkeit kein Hemmniß im Wege.

Allein die Beute ist diesmal eine so reiche, daß die Kräfte der Mädchen nicht ausreichen, sie in's Thal zu schaffen; darum müssen auch die Jüngeren unter den Frauen von den Bratherden abberufen werden und nur die alten Weiber bleiben in der Burg zurück zur Bewachung des am Spieße bratenden Hammelfleisches. Des Mannes Rücken aber darf sich nie unter Lasten beugen, denn dieses würde eine Schmach für den Krieger bedeuten.

Die siegreiche Truppe zieht in Gruppen zertheilt in die Burg ein unter dem Geknatter der Gewehre und keckem Gesange; die heimgebliebenen Greise aber empfangen die einziehenden Gruppen mit lautem Freudengeschrei.

Je größer die Zahl der Ankommenden, um so lauter wird auch das Gespräch. Jeder der Ankömmlinge erzählt von den Wunder-

thaten der Uskokenhelden: Alle aber wetteifern in der Lobpreisung des ruhmreichen Helden Marko.

Er allein ist es und Niemand außer ihm, von dem die Gusla singt. Er war aus der Höhle hervorgekommen durch die drei Thüren aus dreierlei Metall. Sein Pferd ist Durindo und sein ist der mächtige Stahl, von dessen Hieben das Heldenlied singt. Der Stahl, dem Niemand zu widerstehen vermag, der aus Asche ward und wieder zu Asche werden soll. Und doch ist diesmal dieser Stahl irgendwo in der Ferne geblieben: dort, am Fuße der verwünschten Burg, in der Hand jener mitternächtlichen Erscheinung. In der Hand der Prinzenbraut, der fürchterlichen Margarita! Von deren Küssen jedes männliche Wesen der Hölle anheimfällt. Held Marko allein bebte nicht zurück vor ihr: er allein hatte den Muth, den Kuß von ihr zu verlangen. Aber die Margarita sagte auch jetzt nur: „Erst wenn der Rjeka Fluthen anschwellen von des Feindes vergossenem Blute, daß sie mir an den Mund reichen, wenn ich darin bade, — dann erst werd' ich gereinigt sein von dem Fluche, dann erst will ich Dich küssen!" — Und Held Marko ließ seinen Stahl bei ihr zurück, dessen Griff aus lauter Diamanten besteht. — Aber es wird kommen die Zeit und er wird sich ihn wieder holen!

Da kommt er eben an der Spitze seiner Getreuen. Er allein ist zu Pferde. Und sein Roß strauchelt nicht, es kennt keinen Schwindel und gleitet nie aus auf der glatten Felswand. Stellt sich ihm eine Schlucht in den Weg, so fliegt es darüber.

Wer sonst könnte der märchenhafte Königssohn sein, als diese glanzvolle Gestalt, von der Niemand weiß, woher sie gekommen, die aber, seit sie hier weilt, die Uskoken von einem Siege zum andern führt und Gold und Silber aus vollen Händen streut?

Alle Mädchen des Uskokenvolkes sind in ihn vernarrt. Alle würden sie ihr Seelenheil für ihn opfern.

Er aber hat auch nicht ein Lächeln für sie. Sein edles, jugendliches Antlitz ist bleich und traurig.

Doch nicht lange wird es so traurig bleiben.

Naht doch das Fest der Lichtmeß! Und das ist der Tag der Bräute. Da wird jedes Mädchen Braut und jeder Jüngling Bräutigam, der rechts in seinem Gürtel einen Handschar trägt.

Da verläßt auch die Margarita die Frangipani-Burg, um dem Helden Marko die Klinge zurückzubringen, die er als Pfand bei ihr gelassen. Und die Uskoken holen ihre Gefangenen hervor aus der Höhle und schlagen ihnen auf dem Opferstein die Häupter ab, daß der Gebirgsbach anschwillt von des Feindes Blut und der Margarita bis an die Lippen reicht und die Prinzenbraut wird dann befreit von dem Zauberbanne und wird die Frau des ruhmreichen Helden Marko.

So sang die Fortsetzung der Helden-Ballade der greise Troubadour, bis die Uskoken-Mädchen den flammenden Scheiterhaufen im Reigen umtanzten und die Männer die Endzeilen des Liedes wild nachheulten, trunken von den mannigfachen Räuschen.

Held Marko aber schwieg und blickte regungslos und traurig in das Feuer.

Sechstes Kapitel.

Die Gewürzkräuter.

Nirgends wachsen Gewürzkräuter in solcher Menge, als auf den Felsen der dalmatinischen Küste. Rasen, Strauch und Busch athmen Ambra, Moschus, Weihrauch aus; wenn die Frühlingssonne Anfangs Feber die üppige Vegetation durchwärmt, erfüllt ein solcher Duft die Atmosphäre, daß man meint, der Bewohner einer andern Welt zu sein; an dieser Zauberluft werden die Sinne feiner, das Gefühl der Wollust macht jeden Nerv trunken. Diese duftigen Kräuter tragen mit Schuld an den Phantasien, welche die Bewohner dieser Küste von dem gewöhnlichen Denken abziehen. Der Duft der Blumen ist die Sprache, der sie sich mit den Menschen bedienen. Es ist eine Diebssprache, welche auch Jene verstehen, die nicht darauf hören.

Miliora sammelte die wohlriechenden Kräuter von allen Felsen ihrer kleinen Herrschaft und trug sie in ihr Zimmer; des Nachts legte sie dieselben in ihr Bett. So pflegt man es in jener Gegend zu thun.

Und von den duftenden Blumen kommen Träume. (Wir machen dies den Blumen zum Vorwurf.) Miliora hatte bereits

träumen gelernt. Und welche Träume! Irgend ein geheimer Instinkt flüsterte ihr zu: Ist ein solcher Traum keine Sünde? Und nun gar erst die Rückerinnerung an diesen Traum! Es wäre gut, wenn man ihn Jemandem beichten könnte! Der Geistliche würde vielleicht sagen, daß es eine Sünde war und eine Buße vorschreiben. Doch hier ist kein Geistlicher zu finden. Ihr Bruder Metell hatte nicht daran gedacht, als er seine kleine Schwester zurückließ, daß das fromme Christenmädchen wenigstens an jedem Sonntag beichten sollte. Er ist gewiß ein Freimaurer und kümmert sich nicht um die Sakramente. Oder er denkt vielleicht, wenn einem kleinen Mädchen jede Gelegenheit genommen ist, eine Sünde zu begehen, es auch durchaus überflüssig wäre, daß es sich den Kopf zerbreche wegen der Beichte nichtbegangener Sünden. Aramita, könnte sie wohl sagen, was sie geträumt — im Schlafe; wem, wem aber, was sie wachend träumt! Aber das Herz wird gefoltert von dem nicht ausgedrückten Gefühl. Einmal flüsterten ihr die duftenden Blumen auch dafür das Heilmittel zu.

Das kleine Mädchen, das seinen Herzenskummer Niemandem sagen kann, schreibt ihn in Versen nieder. Das ist der Arzt jedes verwundeten Herzens, das ist der Vertraute aller Geheimnisse. Man lehrt dies nicht und doch kann es Jeder. Wessen man sich in Prosa zu schämen hätte, das ist preiswürdig in Versen. Das Geheimniß ist gebeichtet — im Metrum. Es ist nicht ausgesprochen und doch gesagt. Und das Papier ist ein so guter Bewahrer des Geheimnisses, wie der Geistliche. Zuerst kommen schüchterne kleine Stanzen, Ritornelle mit halb verborgenen Seufzern, dann erwacht der Muth zu einer schmachtenden, klagenden Romanze, schließlich erhebt sich die in Versen Beichtende zur höchsten Kühnheit — zu einer Ballade. Sie sagt Alles, was

sie geträumt. Woher sie die dazu nothwendige Wissenschaft nimmt? Das geht leicht. An der dalmatinischen Küste sprießt die Volksballade auf Weg und Steg hervor; jede Magd, jedes Hirtenmädchen singt sie; wenn sich Jemand auf dem Felde niederläßt in der Nähe der dort arbeitenden Weiber, kann er bis zum Abend hören, wie sie eine Ballade nach der andern singen. Eines Reimes bedarf es nicht, es müssen nur gleich lange Zeilen sein; den Text dazu findet Jeder auf seinem Wege, die Gedanken geben die duftigen Blumen.

Miliora und ihre Blumen hatten die Ballade erdacht: „Held Markó“. Man kann annehmen, daß es eine so gute Ballade war wie die andere, die der Guslasänger gedichtet. Der Held derselben war ohne Zweifel ebenso tapfer und ebenso verliebt und das nach ihm schmachtende Mädchen ebenso unglücklich wie das andere und das Verhängniß Beider gleich unhold. Aber die Wunder, die sie endlich doch zusammenbringen, sind noch erschrecklicher.

Miliora war mit ihrer Ballade sehr zufrieden; sie las sich dieselbe so oft vor, daß sie das Gedicht ganz auswendig konnte. Aber sie komponirte auch eine Weise dazu; auch das geht hier leicht; Menta, Artemisia, Salvia, Viola, die Musen der Blumen flüstern auch die Melodie zu; diese spielte sie auf ihrem Klavier und sang den Vers dazu. Wenn sie allein war, wenn sie Niemand hörte. Es war ja nicht mehr als „eine“ menschliche Seele, die sie hätte hören können: die eine Axamita. Die ist für sie die ganze Welt.

Wenn es einem Mädchen schwer fällt, ein Geheimniß zu bewahren, so ist es noch schwerer, einen Vers, ein Gedicht zu verheimlichen. Axamita, wenn sie auch ein Wachtmeister ist, ist sie doch ein Mädchen: ist es dem Mädchen, das mit irgend einem namenlosen Gefühl kämpft, so schwer, dem andern nicht zu sagen, was sie schmerzt?

Einmal ging Miliora doch so weit, daß sie Xamita ihre Komposition auf dem Klavier vorspielte, die Arie der Ballade. Was sie dazu sage, ob dies schön sei?

— Nicht allzu sehr. Derlei summen die Ziegenhirten drunten, urtheilte die Zuhörerschaft.

— Das ist eben das Schöne. — Miliora war nun schon gereizt durch die ungünstige Aufnahme ihrer Arie und wollte nach Art der Autoren den vollen Erfolg erzwingen.

— Wenn Du sie mit dem Texte hörst, dann wirst auch Du sie ganz schön finden.

Aber sie wollte trotzdem das Inkognito bewahren, sie wollte als Unbekannte triumphiren. Sie erdachte eine unschuldige List.

— Ich habe es zuhause in meinem väterlichen Heim gehört, als ich noch ein sehr kleines Mädchen war, von einem alten Guslaspieler, der es sang, wenn Gäste bei uns weilten. Damals hab' ich es gut gelernt, jetzt fällt es mir neuerdings ein.

Xamita hörte die Heldenballade bis zu Ende an.

Das Antlitz Miliora's glühte, als sie zu Ende war, ihre Augen leuchteten in magnetischem Feuer.

Nach dem letzten Accord blickte sie ihr einköpfiges Auditorium an.

Xamita gähnte und streckte sich nach dem Kunstgenusse.

— War das lang! — Darin drückte sich ihr ganzes Entzücken aus.

Miliora war denn auch nicht wenig ungehalten.

— Also gefällt Dir dies nicht? Die Ballade vom schönen Königssohne?

— Wahrhaftig, es ist Schade gewesen, derlei vom alten Guslaspieler zu lernen; hätten's ihm schenken können.

— Du magst die Helden nicht?

— Die Helden liebe ich, nicht aber die Räuber.

— Aber Held Markó . . .

— Ist ein Räuber.

— Der Vojvode der Uskoken!

— Die Uskoken sind vom Ersten bis zum Letzten Räuber und ihr Vojvode ist der Räuberhauptmann.

— Und die Heldengedichte, die, ihre Heroen verewigend, von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzen, die Volksballaden, welche die Thaten der nationalen Führer besser bewahren, als es Stein und Erz vermöchte . . .

— Nichts als Lüge und Prahlerei! Sie verstehen tapfer zu sein in den Bergen, aus dem Hinterhalte den Nahenden niederzuschießen; sie verstehen, in der Nacht friedlich ruhende Städte anzugreifen und mit schrecklichen Grausamkeiten die überraschten Bürgersleute zu entsetzen; allein im offenen Kampfe hielten sie nie Stand, weder den Italienern, noch den Ungarn, weder den Türken, noch den Deutschen, und den Franzosen wagten sie nicht einmal in den Rücken zu fallen. Schafdiebe, Ohren- und Nasenabschneider, Plünderer von Schiffbrüchigen: das ist ihre ganze Tapferkeit. Ich sah tapfere Leute zu Hunderttausenden, aus allen Nationen, Uskoken waren nicht darunter. Ich habe bei Borodino die Helden legionenweise niedersinken, ich habe sie mit dem Bajonnet, mit dem Gewehrschafte in der Schlachtlinie kämpfen gesehen. Ich habe auf einmal das Röcheln von neunzigtausend Sterbenden gehört: das war die Heldenballade. Was will dieses schändliche Volk mit seinem lumpigen Ruhme? Es

schießt aus dem Hinterhalte, greift bei Nacht an, allein vor dem Bajonnet verkriecht es sich in seine Löcher.

— Oh, Du kennst sie nicht.

— Wurde ich doch unter ihnen geboren, litt ich doch Elend bei ihnen und flüchtete von ihnen; ich kenne diese Race von außen und innen, ich wohnte in ihren Felsenhöhlen, die sie königliche Burgen nennen, deren Dielen aus Marmor sind in jener Ballade; freilich, aus Marmor, den die Ziegen bereiten; die Säulen sind vergoldet: ja mit Ruß; der Königsthron ein Holzpflock mit einer Bärenhaut. Und gar die zauberhaft schönen Feen in der Ballade, unter deren Schritten Blumen emporsprießen! Freilich, auf zwanzig Schritte sind sie vom Talg zu erkennen, womit sie sich einsalben, weil sie sich nie waschen dürfen.

— Geh', aus Dir spricht der Neid.

— Der Neid? Was sollte ich den Uskoken, den Morlaken neiden?

— Daß sie Dich nicht geheirathet haben.

— Da hat sich 'was zu neiden! Haha! Die könnte ich brauchen! Ich mag selbst den Königssohn nicht. Glauben Sie nicht, Fräulein, was in der sauberen Ballade steht. Wie schön ist da Held Marko herausgeputzt! Wie er seine Hochzeit feiert, wie er die Leier zur Hand nimmt, seine Gemahlin neben sich auf den Thron setzt und diese singt und er die Laute schlägt! Es schlägt freilich an seinem Hochzeitstage der uskokische Bräutigam, aber nicht die Laute, sondern die Gattin und sie singt dazu, daß es nur so heult. Das ist dort Hochzeitsbrauch. Auch Held Marko thut also mit der seinigen, wenn er irgendwo eine erwischen kann. Hahaha!

Bei diesen Worten gerieth Miliora in solche Wuth, daß sie Aranita mit der Handfläche auf den Mund schlug.

Das machte Axamita nur noch lustiger; sie ließ sich von Miliora schlagen, zausen und erzählte deshalb doch, wie der Uskoken-Bräutigam in der süßen Brautnacht mit der Braut anzubinden pflege. Er sagt ihr: Löse mir die Sandalen! Versteht dies die Braut nicht, da ein eigener Kunstgriff dazu gehört, schlägt sie der Bräutigam, weil sie ungeschickt; kann sie es aber, dann schlägt er sie, weil eine unschuldige Jungfrau dies nicht können darf. Dies wird auch das Schicksal Held Marko's sein, denn auch der Uskokenprinz trägt Riemenschuhe, wie die Anderen.

Für diese letzte unverschämte Verleumdung stieß Miliora Jungfer Axamita aus der Stube.

Axamita aber wußte schon so viel von der Sache, als ob sie der Geistliche gewesen wäre, dem man zu beichten pflegt.

Siebentes Kapitel.

Die Bora.

Seinen Handschar hatte der Uskokenheld bei Miliora in der Nacht der ersten Begegnung zurückgelassen. Es war das ein prächtiges Stück, der Griff mit Türkisen und Diamanten ausgelegt. Es waren das zwar nur Diamanten geringerer Art, aber sie waren echt. Miliora überzeugte sich davon, als sie die Buchstaben H. M. in die Fensterscheibe ritzte. Sie that es nur, weil Aramita selbst den Handschar nicht verschonte und von den Edelsteinen sagte, das seien blos Marmaroser Steine. Aramita hatte demnach gelogen: es waren wirkliche Edelsteine, ebenso wie Held Marko ein wirklicher Königssohn war.

Wie oft nahm Miliora den Handschar unter dem Kopfkissen hervor, wie oft schwang sie ihn in ihrer Hand, um zu sehen, ob sie ihn auch handhaben könnte. (Die uskokischen Amazonen kämpfen in den Reihen der Männer.) Und zu diesem mit Diamanten besetzten Griff schuf sie sich die ganze ideale Gestalt und die Gestalt umgab sie mit lauter Glanz und Pracht, mit märchenhafter Macht und unsäglichem Ruhme. Es war das ein ganzes Feenreich. All' das, was Aramita von seinen Landsleuten und deren Frauen erzählt, war pure

Verleumdung. Die alten Jungfrauen sind ja alle Ehrabschneider, zumal wenn sie kaiserliche und königliche Feldwebel sind.

Eines Morgens weckte Aramita ihr Fräulein damit auf, daß sie ihr sagte, sie solle doch zum Fenster hinausschauen Und dabei zog sie den Vorhang in der tiefen Fensternische beiseite. Miliora sprang aus dem Bette, lief im Nachtgewande zum Fenster und blickte aufs Meer hinaus.

Die ganze Bucht und der lange Kanal, in dem man aus dem Thurmgemach der Frangipaniburg einerseits bis nach Fiume, andererseits bis nach Buccari blicken konnte, war voll mit größeren und kleinen Booten, die sich mit schwellenden Segeln näherten.

Ein paar größere Mastenschiffe schienen von größerer Ferne nahezukommen.

Die Boote waren dichtbesetzt mit rothmützigen Matrosen und mit Soldaten in kaffeebraunen Röcken.

— Was ist das? fragte Miliora zitternd.

— Nun, die Matrosen mit den rothen Mützen sind die Scaglioten, die verstehen es wohl, in die Felsen der Segna-Bucht einzudringen; sie dienen als Lootsen den größeren Schiffen, damit diese nicht auf Felsenbänke gerathen. Die Soldaten auf jenen Galeeren sind kroatische Granicsaren, das sind die besten Schützen. Auf jenen großen Schiffen bringt man die Berggeschütze sammt Maulthieren; ich sehe auf den Mützen der Grenadiere den rothen Pferdeschweif.

— Was wollen diese?

— Nun, ein wenig die Uskoken tanzen machen.

— O, mein Jesus! Die sind vielleicht gar an zweitausend Mann.

— Ei, wenn das auch Alles wäre! Die kaiserlichen Generale

rüsten lange, dann aber kommen sie mit großer Macht. Eine andere Flotte bricht von der jenseitigen Küste des Quarnero, von der Insel Veglia, auf; gleichzeitig naht sicherlich von der kroatischen Grenze her eine Abtheilung Bergvolk, um die Uskoken im Rücken zu fassen. Jetzt wird's angehen! Die Noth beginnt im Uskokenland! Jetzt, Held Marko, schwing' dich auf dein Roß, das nur zu stampfen braucht, um den Berg über den Feind zu stürzen! Jetzt ergreife dein Schwert, das mit einem Hiebe hundert Köpfe abschlägt! Jetzt beginnt die Helden-Ballade! Das Ende derselben kenne ich.

— Du kennst das Ende?

— Jawohl, ich. Ich sah schon einmal einen solchen Tanz. Auch damals ging man von drei Seiten her gegen die Uskoken los, die sehr viel Seeräuberei getrieben hatten. Ich war damals noch ein Kind, ein kleines Mädchen, das am Wege, in einer Felsenhöhle vergessen ward; drei Tage aß ich nichts als pesce cannella, die ich am Strande fand. Aber noch erinnere ich mich: als die Schiffe mit den Soldaten zurückkehrten, waren die Segelstangen mit Uskoken vollgehängt, wie die Stange des hausirenden Slovaken mit Krammetsvögeln; vom Mastkorbe der venetianischen Galeere aber hing ein großer eiserner Käfig herab, darin saß der gefangene Uskokenfürst wie ein Affe im Zwinger. Wie das Schiff auf den Wellen tanzte, baumelten sie nur so hin und her.

Miliora streckte mit der Wuth der Verzweiflung die Faust gen Himmel und schrie auf:

— Daß Gott einen Sturmwind über sie loslasse, der sie Alle auf den Meeresgrund versenke!

— Was, Fräulein? Sie verfluchen die Soldaten unseres Kaisers?

— Das Gewitter möge sie erschlagen, bevor sie hinkommen.

Hierauf öffnete sie die Fensterflügel und sich mit ausgebreiteten Armen weit hinausstreckend, rief sie zum Himmel empor:

— Wo bist du, Ungewitter? Wo bist du, Sturmwind, Orkan, der du die Schiffe wegfegst? O Bora! O Schreckgespenst! Wo schläfst du? Komm hervor! Wirf sie an die Klippen! O Bora, Bora! Ungethüm! Stürze hervor! Heule! Brülle! Wettre!

Aramita zog das Mädchen gewaltsam vom Fenster weg.

— Was machen Sie, Fräulein? Um aller Heiligen willen! Thun Sie das nicht! Rufen Sie nicht den Sturmwind! Nicht einmal den Namen der Bora ist es gut, zu nennen, denn sie erscheint allsogleich. O weh, hier fürchtet man Nichts, außer der Bora, man schimpft und flucht Gott und den Heiligen und der Jungfrau, nach einander. Aber der Bora wagt Niemand zu fluchen. Man streut ihr Mehl, um sie zu besänftigen, wenn sie wüthet; man wirft ihr ein Messer ins Angesicht, um sie zu verwunden, aber man ruft sie nicht an, denn dadurch wird sie erschrecklich.

Miliora riß sich mit stählerner Kraft aus den Händen Aramita's los und rief, zum Fenster zurückstürzend, zu demselben hinaus: „Bora, du verdammte Hündin; Bora! verrecke wenn du schläfst! Werde krumm und lahm und schleppe dich hinkend fort! Sei in einen Sack gebunden, in einen Krug erstickt, in eine Höhle verschlossen, wenn du jetzt nicht hervorkommst! Bora! Bora! Bora! komm hervor! Ich will dich anspeien.

— Heilige Jungfrau Maria! Himmelschockschwerenoth! Die flucht ja entsetzlicher als ein Dragonerkorporal! Fräulein! seien Sie vernünftig! Fürchten Sie Gott! Was sind das für Reden von einem jungen Mädchen!

Hierauf fiel Miliora in die Kniee, verdeckte ihr Antlitz mit beiden Händen und stammelte schluchzend:

— Ich liebe ihn ja . . .

Axamita wußte dies längst.

Indeß war ihr dies doch ein ganz neues Ding, daß die Liebe ein kleines, stilles, in Alles ergebenes Christenmädchen so urplötzlich verwandeln könne in eine der sagenhaften, sturmbeschwörenden Willi's. Die Liebe ist doch eine große Teufelin!

Sie konnte das Mädchen kaum noch dazu bewegen, daß sie sich ankleidete. Sie war schon ganz gebrochen, sie blieb sitzen, wo man sie hinsetzte. Den ganzen Tag gab sie keinen Laut von sich, sie blickte nur so vor sich hin mit blödem Ausdruck. Die Liebe ist doch eine böse Fee!

Nachmittags wurden die Augen Miliora's durch den Schlaf zugedrückt — die Gefängnißbewohner schlafen viel. Sie träumte von Schlachten, welche auf Erden beginnen und in den Wolken fortgesetzt werden und in den Tiefen des Meeres enden. Plötzlich erwachte sie, da man stark an ihre Fenster klopfte und draußen laut geweint wurde.

Es waren dies wohl nicht die Seelen der in der Schlacht Gefallenen, noch der im Meer Ertrunkenen (obzwar Niemand wissen kann, ob sie nicht in dieselben wandern), sondern nur die kleineren und größeren Sturmvögel, Möven und Geier, welche in heiterem Wetter über die See fliegen. Jetzt saßen sie so dicht auf allen Rändern der Burgmauern, daß diese nur so schwarz von ihnen waren. Bald auch schlugen sie die Fenster des Thurmes ein. Sie können gerade so weinen wie Menschen in der Verzweiflung.

Ah! dachte Miliora, diese fühlen den nahenden Sturm. Mein Fluchen hat also doch genützt.

(Wenn es nur nicht zu spät kommt. Das Geschwader konnte indeß längst Segna erreicht haben.)

Ein Blick in die Ferne überzeugte sie noch mehr davon, daß sie wahr geträumt hatte. Der Himmel war ganz opalfarben, die Sonnenscheibe hatte gar keinen Glanz, man konnte hineinsehen wie in den Mond. Die Felsen-Ufer der nächstgelegenen Buccaroer Bucht waren kaum auszunehmen und die Gebirgshöhen von Veglia erschienen wie Wolken am fernen Horizont. Dieser selbst verschwamm im Nebel, auf der See war auch nicht ein einziges Segel sichtbar; die Meeresoberfläche war blendend weiß, von fern gesehen. Durch das Geheul der Sturmvögel hörte man von Weitem das Getute der Strandwächter, womit sie den Schiffen und Fischern das Zeichen zur eiligen Heimkehr auf den Strand geben: sie kennen die Vorzeichen ds Orkans schon gerade so genau, wie die Sturmvögel.

Auch Aramita kam hervor, um die eisernen Läden der Thurmfenster auf drei Seiten zu schließen: „Es wird ein Wetter geben."

— Es soll nur kommen.

Kaum waren die Läden geschlossen, als hinter dem Karst das erste Gemurmel des herbeigerufenen Spektakels erdröhnte. Plötzlich wirbelten ringsum, gleich im Entstehen begriffenen Lawinen, ringelnde Wolken hinter den Bergen hervor, ihre blendend erleuchteten Spitzen ließen den Blitz kaum merken, der eher nur glimmte, als loderte, und doch gab es ununterbrochen Donner da oben.

Der Ankunft des Gespenster-Königs gingen seine Pagen voran: der tanzende Wirbelwind, die staubaufwühlende Windsbraut, die voranstürmen und Staubwolken auf den Straßen hinter sich lassen, und über die Bergrücken hinwegsausen. In der Staubfluth wirbeln der Blüthenstaub zerzauster Wälder, Millionen Schmetterlingspuppen,

von denen die Mauern blutroth werden, an die sie anfliegen, als ob ein Blutregen fiele; der Wirbelwind tanzt ins Meer hinein und verwandelt sich dort in einen Trichter, schürzt die Fluthen mit breiter Krinoline bis an seine Spindelhüften hinauf und stützt mit seinem Kapitäl die Wolken, welche mit schwarzblauen, dunkeln Gewändern bereits den halben Himmel bedecken. Die Wolken sind nicht mehr weiß, sondern schwarz; das Meer ist giftgrün, nur die Felsen-Ufer sind rothglühend.

Das Wetter fährt so zornig einher, als ob es seinen ganzen während eines Jahres verhaltenen Grimm jetzt auf einmal über die Gegend ausschütten wollte. Jeder Blitz schlägt gerade ein in einen Felsen oder ins Meer. Ganze Flammensäulen schießen vom Himmel herunter, deren furchtbares Prasseln durch die amphitheatralisch gelagerten Berge der großen Fiumaner Bucht mit teuflischer Skala wiederholt wird. Die ganze Burg erbebt nach jedem Blitzschlag, wie wenn sie stürzen wollte. Die Blitze streuen minutenlang blendendes Licht in das Thurmzimmer. „Laß mich auch den vierten Fensterladen schließen!" sagte Aramita.

— Nein, nein! Ich sehe dies gern — protestirte Miliora, setzte sich in die Fensternische und blickte entzückt in das Gewitter hinaus.

Die Wolken hatten bereits den ganzen Himmel überzogen; sonst war dieser über der Frangipaniburg wie eine Glasglocke, jetzt ist er wie ein Sargdeckel. Der Regen strömt, so daß die ganze Gegend eingehüllt erscheint. Auf den Regen folgt Hagel. Anfangs nur die kleinen eisigen Haselnüsse, dann nacheinander die Schleudersteine und knotigen Hammerköpfe aus dem himmlischen Arsenal. Es klatscht nur so, wie Kartätschen an den ehernen Fensterläden.

Aramita wirft geweihte Palmzweige in den Kamin und mur-

melt ein Gebet dabei; von Zeit zu Zeit unterbricht sie ihre Andacht mit irgend einem soldatischen Kernspruch und der bittern Bemerkung: Alle unsere Anlagen sind weg! Die schönen Blumen sind dahin!

Miliora denkt gar nicht an die schönen Blumen. Ihr Sinn ist auf Anderes gerichtet.

— Ob wohl dieses Gewitter auch dorthin dringt, wohin diese heute Morgens gezogen sind?

— Fürchtet nichts, mein theures Fräulein, der Sturm macht bis zur Insel Cypern nicht mehr Halt.

Miliora freute sich dessen sehr.

Das grollende Ungewitter weilte in der That hier nicht lange; es hatte es gar zu eilig; die Bewohner der äußersten adriatischen Küste bekamen nichts von seiner Blitzgeißel zu spüren; es hatte eine neue Geißel gebracht, diese wollte es an ihnen tüchtig gebrauchen: es zog mit seinem donnernden Heere wie eine tiefblaue Nacht in die horizontlose Ferne weiter. Gleich den Schatten schreckenhafter Gespenster schwebten langgestreckt durch das tiefe Dunkel weiße Wolken-Leviathane, fast über dem Wasser schwimmend, dahin. Bald darauf zerriß der Wolkenvorhang am westlichen Horizont. Die Strahlen der untergehenden Sonne beleuchteten die Landschaft unter dem Wolken-Baldachin und nun tauchte mit einem Schlage die Küste von Buccari, das Gebirge von Veglia auf; gestern verschwanden diese Berge noch in weiter Ferne, heute schienen sie ganz nahe zu sein; gestern noch waren sie grün, heute sind sie weiß: bedeckt mit Eis und Schnee.

Ein scharfer, pfeifender Wind beginnt zu wehen, der von Zeit zu Zeit im Thurme dröhnend die Fensterläden schüttelt; dieser Wind zerreißt den Zipfel, den der Sturm noch übriggelassen, in Fetzen und färbt diese Fetzen im Glanz der Dämmerung purpurroth; in dem

Flammenmeer taucht hie und da ein Fleckchen smaragdgrünen Himmels auf; unterdeß ist die See stahlblau; die aufgepeitschten Wogen widerspiegeln den Himmel nicht: der Wind zieht weiße Furchen durch dieselben.

— Ist das die B o r a? fragt Miliora.

— Nein, das ist die B o r e s s a, ihre jüngere Tochter; dann kommt die ältere, die B o r i n a; die ist noch bösartiger.

— Ich möchte die ältere sehen.

Einen solchen Wunsch hat noch kein Sterblicher geäußert. Denn es genügt ja, die jüngere Tochter der Bora kennen zu lernen; es verlange Keiner nach der älteren.

Axamita war entsetzt über diese Worte. Sie holte einen Palmzweig hinter dem Spiegel hervor und brummte: „Daß Gott solche Reden nicht erhören möge!"

Miliora sprang wüthend hinzu, riß ihr den Palmzweig aus den Händen, zerbrach ihn und streute die Stücke ringsumher.

— Ich will, daß er sie höre! Wenn Du Furcht hast, hier oben mit mir zu bleiben, so geh' in Deine Stube hinab, ich bedarf Deiner nicht. Ich will mich an dem Sturm ergötzen. Laß' mich allein!

Axamita verließ denn auch die Stube. Sie hatte kein so starkes Herz, um den himmlischen Mächten zu trotzen. Und doch, wie oft hatte sie im Kugelregen Stand gehalten! wie oft hatte sie dem Tode ins' Auge geschaut! wie oft hatte sie mit mörderischen Waffen gekämpft! All' dies hatte ihren Muth nicht erschüttert. Und dieses schwache Mädchen, fast ein Kind noch, ist im Stande, den Groll der himmlischen und der unterirdischen Mächte hervorzurufen und möchte, wenn sie könnte, leichthin ein Ungewitter herbeiführen, in welchem Himmel und Erde untergehen müßten, — nur um jene einzige Gestalt

gerettet zu sehen, in die sie verliebt ist. — Solche Ungeheuer sind die Verliebten!

Miliora aber setzte sich ans Fenster und ergötzte sich an dem Sturme, bis die Sonne untergegangen war.

Als der Himmel sich verdunkelte, ward das Meer weiß; die schäumenden Wogenkämme thürmten sich übereinander, in ihrer Hast nach dem Südosten zu gelangen. Wie viele Schiffe mochten sie seither auf die Sandbänke von Segna geworfen haben?

Und doch ist dies erst die Boressa, die jüngere Tochter der Bora! Die Nacht wird auch die ältere Tochter, die Borina, bringen. Diese ist nicht so leidenschaftlich wie ihre jüngere Schwester, die unbesonnene Windsbraut, die sich von ihrem Bräutigam mit der Blitzgeißel jagen läßt, während jener die vor ihm Flüchtende mit dem Hagelschauer bewirft. Die Borina ist die griesgrämige, kapriziöse, widerspenstige sitzengebliebene alte Jungfer, die zänkische böse Sieben, bei der in einer Stunde zehnmal die Laune wechselt; sie zankt mit dem im Kamin lodernden Feuer, heult wie die verdammte sündige Seele im Schornstein, knirscht mit den Windsegeln, als ob es ihre eigenen Zähne wären; dann beginnt sie zu weinen; sie jammert und fleht vor Thür und Fenster um Einlaß und rüttelt zähneklappernd an den geschlossenen Fensterläden; dann lacht sie plötzlich auf und heult und pfeift und kreischt, die Stimme der verschiedenen Gespenster nachahmend; dann schleudert sie Hände voll Eiskörner gegen die Fensterläden. Nachher thut sie als ob sie eingeschlummert wäre, doch darf man ihr nicht trauen; die zänkische alte Jungfer schläft nicht; sie wartet nur, bis die Hausleute einschlummern, dann bricht sie auf einmal mit gesammeltem Zorn wieder hervor, daß die Flamme aus dem Kamin durch das Gitter weit herausschlägt und die Kerzen-

flamme abwärts flackert; ein donnernder Krach geht durch das ganze Gebäude; darauf entsteht, als wäre eine Rotte von Teufeln gegen das Haus losgelassen worden, ein Geheul, Gekreisch, Gewieher; man stößt gegen die Thür, poltert am Fenster, trommelt auf dem Hausdache, heult im Kaminloch und die Instrumentalmusik zu diesem höllischen Konzert besorgt das Rauschen der empörten See.

Axamita verließ ihr Lager, um nachzusehen, welche Thür der Wind auf dem Korridor aufgerissen habe; sie verschloß und band die Thür wieder fest, dann ging sie zu Miliora hinauf, um nachzusehen, ob nicht etwa in ihrem Zimmer ein Fenster schlecht geschlossen wäre und ein frisches Holz im Kamin nachzulegen. Sie war erstaunt darüber, das Fräulein noch immer angekleidet am Rande des Bettes sitzend zu finden.

— Ist das vielleicht schon die Borina? fragte Miliora.

— Ja, Fräulein, das ist die Borina.

— Das ist schon der schlimmere Wind?

— Das ist ein Wind, bei welchem von zehn Schiffen neun zugrunde gehen.

— Und das zehnte?

— Wird durch Gottes Wunder gerettet.

— Wozu wird es gerettet?

— Das weiß ich nicht.

— Und wenn die Bora selbst kommt?

— Dann entkommt von hundert Schiffen eines, dasjenige, das sie in offener See trifft; sie zerschellt die Fahrzeuge noch in den Häfen; oft werden die Galeeren aus dem Triester Hafen auf den Markt hinausgeschleudert.

— Das ist dann die wirkliche Bora?

— Ja, das ist die Alte selbst.

Bei diesen Worten erhob sich Miliora und während Aramita dürres Reis in den Kamin legte, eilte sie zu dem auf das Meer gehenden Fenster, riß plötzlich die Läden auf und schrie hinaus in die Nacht:

— He, Bora! Großmutter der Winde! Sende nicht Deine Töchter, sondern komme selbst, wenn Du noch lebst und nicht gestorben bist!

Der durch das offene Fenster hereinpfeifende Wind verlöschte mit einem Male die Kerze und im Kamin das Feuer; es ward stockfinster in der Stube.

Aramita rannte zu Miliora hin und riß sie vom Fenster weg; dann faßte sie das Mädchen um den Leib und trug es zum Bett hin, deckte es mit Tüchern und Decken zu und brummte wüthend dabei: „Nun verkriechen Sie sich aber unter die Bettdecken, daß Sie nicht erfrieren; so lange die Bora währt, kann man im Kamin kein Feuer mehr anzünden."

Aramita vermochte das Fenster kaum zu schließen, mit solcher Gewalt drückte der Wind gegen dasselbe.

Miliora blieb nun allein und lauschte in der Stille.

— Das ist also die Bora? Die Alte selbst?

— Man erkennt sie nur erst an der Stimme: diese ist erhaben. Sie weint nicht und heult nicht, sie macht keine Pausen; ihr Schreien ist ein ununterbrochener Donner, der an Stärke immer zunimmt und das Geschmetter ihrer Stimme bis zum Himmel erhebt.

Unsere Brust fühlt die Wucht der auf ihr lastenden Luftsäule.

Der Schlaf wird zur Unmöglichkeit; das Auge möchte offen bleiben, als wollte es schauen dies überirdische Gespenst.

Keinen Augenblick tritt Stillstand ein.

Dort oben orgelt der Sturm, da unten dröhnt das Brausen der die Felsen peitschenden Wogen.

Als es dämmerte, sah Miliora erstaunt, daß die untere Hälfte der dem Meer zugewendeten Fenster mit Eisblumen bedeckt sei.

Der Winter ist da.

Die dalmatinische Küste kennt den Winter nicht; dieser hat hier keine Jahreszeit; nur die Bora bringt davon zeitweilig ein, zwei oder drei Tage gleichsam als Probe mit aus ihrer Heimath aus den Karpathen oder von noch weiterer Ferne, von den Steppen der Ukraine her. Der Winter und die Bora reisen zusammen, man kennt nur beide vereint.

Miliora blickte vom Thurmfenster umher; kaum erkannte sie die Gegend wieder. Wo war das gestrige Frühlingsgrün hingekommen? Wohin die Fluren, die Haine? Wohin der grüne Rasen, die zarte Frühlings-Vegetation?

Alles kahl, öde und brach.

Auf den Feigenbäumen keine Blätter mehr. Die hat die Bora zuerst zu Staub zerknittert und dann hinuntergefegt; die auf den nackten Zweigen verbliebenen grünen Früchte schlägt sie so lange an einander, bis sie abfallen. Das Eis und den Schnee, die während des Sturmes gefallen, hat sie so gründlich hinweggefegt, daß die Spuren davon nur noch in den Felsenspalten zu sehen sind; dann riß sie die duftbeladenen Pflanzen, die das Eis zermalmt hatte, mit der Wurzel aus dem Boden; jetzt wühlt sie das verdorrte Erdreich selbst auf; es ist, als ob sie dasselbe mit Feilen zerreiben würde, so reißt sie den Humus fort, um ihn als Steinregen auf die

kahlen Bäume niederprasseln zu lassen, daß nur ja kein Blättchen an denselben verbleibe.

Auf der See ist die Fernsicht unmöglich; ein zum Nebel zerstäubter Schaum bedeckt das Meer, als wäre es in eine Staubwolke gehüllt; in der Nähe aber sieht man die thurmhoch aufbäumenden Wogenberge in einander stürzen, daß die an den Klippen sich brechenden Wassermassen bis zum Thurmfenster hinaufschlagen und wie ein durchsichtiges Gewölbe wieder in den Abgrund stürzen.

Am Firmament aber ist kein Wölkchen zu erblicken: der Himmel ist tiefblau; der weiße Kahn des abnehmenden Mondes schwimmt da oben und es ist, als hätte der Sturm ihn umgestürzt. Himmel und Meer scheinen zu leben, die Erde scheint ausgestorben: kein Mensch, kein Thier ist weit und breit zu sehen: heute ist die Bora allein der „Herr der Welt“!

Und dieses Schauspiel betrachtet Miliora mit Entzücken: „Oh, wie schön!“ ruft sie, die Hände zusammenschlagend.

Achtes Kapitel.

Einer, der von Hundert entkam.

Und doch wirkt dieser nördliche Orkan grausam auf die Nerven der Menschen. Wenn sich der Himmel in solcher Weise anschickt, mit der Erde Bekanntschaft zu machen, so wird dies für den Menschen unerträglich. Dieses immer mächtiger anschwellende Dröhnen, das eine Rast nicht kennt, treibt den Menschen zur Raserei; es ist ihm, als müßte der Himmel auf ihn einstürzen und sein Gehirn zusammenpressen. Denn mitansehen zu müssen, wie die elenden Bäume, die schon ihre letzten Blätterreste dem grausigen Gespenste preisgegeben, dennoch von demselben noch immer zerrüttelt werden; wie sie sich bis zum Boden vor ihm neigen, als wollten sie um Erbarmen flehen: das ist die Schule der Melancholie. (Trägt nicht vielleicht auch die Bora Schuld daran, daß an der dalmatinischen Küste so viele Gemüthskranke zu finden sind?)

Von den beiden Frauenherzen ergab sich das Weib zuerst, das einst Kriegerdienste geleistet. Aramita konnte sich nicht länger beherrschen, kam in Miliora's Stube und warf sich vor ihr in die Kniee und erfaßte die Hand des Mädchens.

— Was ist Dir denn?

— Ach, Fräulein! Hört Ihr nicht den Sturm?

— Freilich höre ich ihn.

— Seht: kein Baum bleibt in der ganzen Gegend erhalten.

— Das sehe ich ja.

— Die Bora hat den Lazarussen von Rovino längst die Dächer über den Häuptern weggetragen und in das Meer geschleudert.

— So weit vermag ich noch nicht zu sehen.

— Die adriatische Küste wird heute in ihrer ganzen Länge mit den Trümmern gestrandeter Schiffe bedeckt sein. Wer wird den Waisen beistehen, deren Väter um's Leben gekommen?

— Aber warum kniest Du denn vor mir?

— Damit Ihr diesem Sturme Einhalt gebietet.

— Bist Du von Sinnen? Ich soll dem Sturme Einhalt gebieten?

— Ja, Ihr; denn Ihr seid die Fee: Ihr seid die „Vila“, auf deren Geheiß der Sturm entsteht. Vielleicht wisset Ihr selber nicht, daß Ihr eine Fee seid; ich aber weiß es. Ich sah zur Nachtzeit, wie im Finstern Euer Antlitz leuchtete, Eure Augen blitzten: auf Euren Ruf sind die Winde herbeigeeilt!

Wie Miliora's Augen nun wieder aufleuchteten! Eine unbeschreibliche Wollust erfüllte sie bei dem Gedanken, daß *sie* die „Vila“ sei, die den Sturm heraufzubeschwören vermag: das gefiel ihr. Sie wollte es selber glauben. Aramita küßte dem Mädchen die Füße; so flehte sie zu ihr:

— Laßt doch diesen schrecklichen Orkan verstummen! Er fegt uns ja hinweg von dieser Erde.

Miliora lachte. So sehr schmeichelte ihrem Herzen die Ent-

deckung, daß ihr, dem elenden, machtlosen, von Niemandem gekannten und von Niemandem aufgesuchten Mädchen, eine solche Macht gegeben sei, daß sie mit einem einzigen Schrei die Lebenden von der Erde hinwegfegen könne.

— Und wie sollte ich den Sturm verstummen machen können?

— Ach, Ihr wißt ja das ganz wohl! Wozu sollte ich es denn Euch sagen? Es kostet Euch blos ein bannendes Zauberwort und der Wind verstummt. Nehmet diesen Handschar, gehet damit in das Gärtchen, werfet ihn dann mit dem Ausrufe „Halt' ein, kehr' zurück" gegen die Richtung des Windes. Wo der fortgeschleuderte Handschar mit der Spitze in der Erde stecken bleibt, dort bleibt eine Blutspur zurück; der Fuß der Bora wird dadurch verwundet, sie erlahmt plötzlich und kehrt dann hinkend heim. Oh, nehmt den Handschar und vollbringet dieses „Verderben"! Bei den sieben Wunden der heiligen Muttergottes flehe ich Euch an!

— Aber, erhebe Dich; laß' die Thorheiten! Es wird besser sein, Du machst Feuer und kochst mir den Kaffee.

— Solange die Bora anhält, kann in dieser ganzen Burg kein Feuer angezündet werden.

— Dann gehe in den Keller, mache dort Feuer an! dort bläst doch wohl kein Wind.

Aramita bekreuzigte sich.

— Herr, erbarme Dich ihrer! Sie ist wirklich eine böse Fee.

— Ich wäre eine böse Fee? und warum?

— Solltet Ihr denn nicht wissen, daß das Haus, wo man im Keller Feuer anzündet, von den bösen Geistern besetzt wird?

— Nun denn, so werde ich selbst im Keller Feuer machen; ich will doch sehen, welcher Art diese bösen Geister sind.

Aramita sprang bei diesen Worten auf, und die Hände an ihre Ohren pressend, stürzte sie aus dem Zimmer Miliora's. Es ist nicht gut, die Geister der Unterwelt zu versuchen. Gegen diese gewährt das Wachtmeister-Patent keinen Schutz.

Miliora aber fand großes Vergnügen darin, daß der Wind auf ihr Geheiß dermaßen blies. Sie schaute dem ganzen Canal Maltempo entlang, wo sie die Flotte hatte davonsegeln gesehen.

Dann schien es ihr plötzlich, als würde in dem weißen Gischt der Wogen von Zeit zu Zeit ein tanzender schwarzer Punkt auftauchen.

Was ist das? Ein Kahn, der unter dem Schutze der Strandklippen des Karst hieherzudringen sucht. Wohl kann die entfesselte Windsbraut ihn dort nicht fassen, doch kann die Brandung ihn an den Klippen zerschmettern.

Sollte von hundert Schiffen gerade dieses Eine gerettet worden sein?

Mittelst Fernrohrs konnte sie entnehmen, daß drei Männer in dem Kahne saßen; alle Drei trugen rothe Mützen, nach Art der Fischer der Scoglii.

Was in aller Welt mochte diese Leute dazu bewogen haben, in solchem Unwetter an dem felsigen Strande des Maltempo-Kanals durch die Bora hindurch aufwärts zu rudern?

Vielleicht daß sie Nachrichten bringen wollten über das schreckliche Schicksal, das ihre Genossen ereilt.

Miliora schaute dem Kahne lange nach, wie er auf dem Rücken der hochwogenden Wellen hin und her tanzte. Bald verschwand er in den tiefen Thälern der Wellenberge, bald erhob er sich wieder auf den Kamm schäumender Wogenzüge.

Als der Kahn wieder einmal auftauchte, da saßen nur mehr zwei Männer darin: den dritten hat gewiß eine Welle weggespült. So mußten nun vier Arme für sechs arbeiten. Ihre Arbeit wurde dadurch natürlich nur noch schwerer.

Der Wind heult ungeschwächt weiter.

Miliora schaut ängstlich diesem Kampfe des Menschenwurms mit den Himmelsmächten zu und sie fängt an, den Wurm zu achten.

Ein Gedanke durchzuckt plötzlich ihr Hirn. Wie, wenn es doch kein bloßer Aberwitz wäre? Warum sollte sie es nicht versuchen?

Und wieder versinkt der Kahn in den Schlund der Wogen und als er emporsteigt, da sitzt nur mehr ein Mann darin. Es ist Derjenige, der bisher das Steuer regierte. Dieser muß nun auf das Rudern verzichten; alle seine Kräfte können nur mehr dem Streben gelten, den Kahn vor dem Umkippen zu bewahren.

Miliora ergriff den Handschar und ging in den Garten; sie will versuchen, den Zauber zu bannen. Es kostete ihr große Mühe, die Thür zu öffnen; mit der Schulter mußte sie andrücken, um den Luftdruck, der von der See her auf der Gartenthür lastete, zu besiegen.

Welcher Anblick bot sich ihr dar in ihrem Garten!

Wohl hatte nicht der Wind ihre Blumen zu zerzausen vermocht, waren sie doch durch die hohen Steinwälle geschützt von allen Seiten; dagegen hatte der Hagel sie gepeitscht und soviel Laub und Silberpappel-Blüthen in jene Ecke gefegt, daß selbst die Spitzen der Blumenpflöcke kaum daraus hervorragten.

Indessen dem schönen Olivenbaum dort konnte weder der

Wind noch der Hagel einen Schaden anthun, so schlau hatte er sich eingenistet in dem Asyl, unter dessen Schutz er wohl schon seit Jahrhunderten der Bora und ihrer grausamen zwei Töchter spottet. Allein Eines hatten diese Drei dennoch ersonnen, wodurch dem trotzigen Oelbaum ein Leid zugefügt werden konnte. Da stand am Fuße der Schloßmauer, festgewurzelt im felsigen Boden, ein wilder Weinstock, dessen armdicke Reben mit der Zeit die Schloßmauern hinangeklettert hatten und dessen Ranken stellenweise bis an das Dachwerk ragten. Nun hatte die Bora mit ihren beiden Töchtern sich einer dieser Ranken bemächtigt, sie dem übrigen Laubwerk entrissen, um mit ihr, wie mit einer langen Peitsche die Krone des Oelbaumes zu züchtigen.

Solches Schicksal des Oelbaumes ging Miliora denn doch empfindlich zu Herzen. Wohl hätte sie einfach die vom Stocke losgelöste Rebe mit ihrem Handschar abhauen können; allein nun wollte sie ihre ganze Macht ausüben, die sie sich zumuthete: sie wollte den Sturm beschwören.

„Halt ein! Steh still!" rief sie in den Wind und warf ihren Handschar mit der Spitze in die Bora hinein, als wollte sie ihn durchbohren; der Handschar flog in weitem Bogen und bohrte sich in den großen Haufen, den der Orkan von abgerissenem Laub und Blättern zusammengetragen. Indessen die Handscharklinge zeigte keine Blutspur, auch wurde nicht die Bora dadurch gelähmt: sie heulte und tobte vielmehr ebenso lustig darein, wie vorher. — Wieder und wieder versuchte Miliora ihre abergläubischen Künste, allein das Gewitter nahm nicht Kenntniß davon. Das kränkte Miliora. Sie schämte sich, daß ihr Gebot so wenig nützte. Sie blickte durch die Scharte, welche auf die See freien Ausblick gestattete, ob der Sturm sich noch nicht gelegt und die Wellen noch so hoch gingen?

Das Gewitter tobte ungeschwächt fort. Ach so war es blos ein Mährchen, das Gerede von der Macht der Feen.

Und was ist denn aus dem Kahne geworden und dem Manne, der allein noch darin saß?

Da tauchte wieder das leichte Fahrzeug auf. Der Kahn allein. Niemand saß mehr darin. Niemand, dessen sie sich zu erbarmen brauchte.

Das verstimmte sie. Und sie dachte nur mehr daran, ihren Oelbaum vor weiterem Ungemach zu schützen.

Um die dicke Weinranke, welche, vom Winde gepeitscht, wie ein in Bewegung gesetzter Blumenschwengel den Wipfel des Baumes schlug, abzuschneiden, mußte sie die Mauer erklettern, bis sie den Punkt erreichte, von welchem aus ihr Handschar den emporgekletterten Rebenstock, der in den Fugen und Rissen der Mauer feste Wurzel geschlagen hatte, erreichen konnte.

Als sie diese Höhe erstiegen hatte, warf sie zur Schießscharte hinaus einen Blick auf die wogende See. Sie wäre schier hinuntergetaumelt vor Schrecken. Der nämliche Mann kletterte nun an dem Rebenstock zu ihr hinauf, der vor Kurzem noch im Kahne gesessen war. Er war gewiß hinausgeschwommen an das Ufer und wollte nun hier Zuflucht suchen.

Warum aber hier? Und warum gerade auf diesem Wege? Wie ein Dieb, wie ein Einbrecher, wagend, daß er den Hals breche.

Wenn sie nun mit ihrem Handschar die Geflechte des Weinstockes da oben, wo sie mit der Mauer fast verwachsen waren, entzweischnitte, so würde das Rebenlaub mit sammt dem Flüchtling in die Tiefe hinabstürzen.

Der kräftige Wind erschüttert zuweilen das ganze Rankennetz

und der emporkletternde Mann schwebt bei solchen Windstößen im Laubgewinde, wie eine Spinne mit ihrem Gewebe.

Plötzlich erhebt der Flüchtling sein Antlitz kaum eine Klafter weit von der Scharte.

Miliora erkennt ihn sofort.

— Marko, Held Marko!

Keuchend, wortlos blickt der Mann zu ihr empor.

— Bist Du der Königssohn? fragt Miliora heftig und in ihren Augen flackert auf ein wildes Feuer. Und was die Lippen verschwiegen, ihre Augen sprechen es aus. — Du kommst, mich mit Gewalt zu entführen, mich heimzuführen in Deine Burg als Dein Weib, kommst, ein Räuber, mir die Küsse zu rauben, die ich Dir versagt? Und wehe Dem, der diese Augensprache nicht versteht! Ein Hieb mit jenem Yatagan auf den Rebenstock und der freche Brautwerber läge mit zerschmetterten Gliedern unten in der Felsenschlucht.

— Nein, keuchte der da unten. Ich bin der fliehende Uskoke. Ein verfolgter „Skoko".

Dieses Wort stimmte das Mädchen mild; „Ein verfolgter Skoko".

Sie warf den Handschar von sich und reichte zur Scharte hinaus ihre Hand dem Flüchtling, um ihn auf die Steinmauer zu ziehen.

Da stand nun vor ihr die Gestalt, von der sie nicht zu träumen gewagt: da sah sie nun das Traumbild ihrer Seele, in durchnäßte Lumpen gehüllt, barfuß, wehrlos, vor Frost zitternd, blutbedeckt vor sich stehen.

Das sind die Gestalten, an welchen die Mädchen ihre Seelen verlieren.

Neuntes Kapitel.

Was unvermittelt kommt

Nach den letzten Worten begann der Flüchtling zu taumeln, sein Kopf flog der Mauer zu, und hätte Miliora ihn nicht erfaßt, würde er gewiß sich den Schädel zerschmettert haben. Seine Kräfte hatten sich erschöpft in dem Todeskampfe, das Bewußtsein hatte ihn verlassen: er stürzte ohnmächtig zusammen.

Das Mädchen hielt ihn mit beiden Händen umfangen; durfte sie ihn doch nicht auf die eisige, schmutzige Erde fallen lassen. Da lag nun in ihren Armen die Sehnsuchtsgestalt ihrer Träume, leblos, elend, erniedrigt vom Zorne der Menschen und der Elemente; seine Lippen waren blau, vom Schmerze geöffnet, seine gebrochenen Augen halb geschlossen unter ihren müden Wimpern; von seinem Haupte hing das nasse Haar in Strähnen hinab.

Miliora nahm ihn in ihren Schoß; sie wußte selber nicht, woher ihr die Kraft gekommen war; dann schleppte sie ihn durch die kleine Seitenthür hinüber auf den Schloßflur. Sie blickte um sich: wo könnte sie ihn da verbergen? In ihr Zimmer kann sie ihn nicht tragen, dort könnte Aramita hinüberblicken. Diese aber ist den Uskoken feind; als des Kaisers Soldat könnte sie ihn verrathen.

Da erblickte sie die Kellerthür. Es fiel ihr ein, daß sie dort auch Feuer legen könnte, dort würde die Bora es nicht auslöschen können. Sie schleppte den ohnmächtigen Uskoken bis an die Schwelle und öffnete die schwere Eisenthür. Sie erinnerte sich, daß in einer Nische des Vorkellers ein Licht und das primitive Feuerzeug steht, womit jenes angezündet werden könnte. Sie wußte dies von der Zeit her, als sie für die hungernden Lazarusse die Erdäpfel aus dem Keller zu holen pflegte. Der Keller bestand aus großen, auf massiven Säulen ruhenden Gewölben, in welchen einst das Geschlecht der Frangipani das Proviant und die Munition für die ganze Besatzung zu verwahren pflegten. Jetzt lagen die von Marko erhaltenen Lebensmittel darin aufgespeichert.

Miliora mußte im Finstern herumtappen, bis sie die Treppen hinabstieg und auf die Mehlsäcke stieß, auf welche sie den Halbtodten legen konnte. Vorläufig fand sich da kein besserer Ruheplatz für ihn.

Dann machte sie Licht. In einer Ecke fand sie getrocknete Schaffelle: aus diesen läßt sich eine gute Lagerstätte bereiten. Das Kissen wird aus Lavendelbüscheln improvisirt. Die Hauptsache aber ist, Feuer zu machen; die erstarrte Gestalt mag dessen sehr bedürfen. Allein es ist gefährlich, im Keller Feuer zu machen; erstens auch darum, weil sich das Haus mit Teufeln füllt, noch mehr aber, weil sich der Keller mit Rauch füllt; denn die Fenster sind im Winter geschlossen. Es fiel ihr ein, daß dieser Burgkeller noch ein besonderes Versteck besitzt — eine kleine Tropfsteinhöhle, die nach oben in den Hof und nach unten in den Brunnen mündet. Diese kann man also nicht zustopfen.

Ein wunderbarer kleiner Ort! Als ob ihn Feen als Wunder-

werk gebaut hätten. Die von der Decke herabreichenden Pfeiler, die mit den aus der Erde hinanstrebenden Säulen zusammenhängen, die Orgelpfeifen, die Gestalten unförmlicher Gnomen; diese Gruppe hier ist ein wahrhaftiges Himmelbett mit herabhängenden Teppichen, die aus Stein gemeißelt sind; gut als Brautbett für den Skoko. Ein fürstliches Schlafzimmer! Wenn die Flamme des Oelbaumes knisternd aufflackert, sind alle Wände mit Gold und Silber übersponnen, die Steinsäulen, die Steinvorhänge sind durchsichtig wie Krystall. Und dabei ist noch das Gute, daß die Höhle zur Winterszeit warm ist. Hätte wohl das Mädchen ein anderes Mal gewagt, an diesem Orte allein zu sein? Und gar mit einem Manne allein zu sein? Freilich ist dieser Mann jetzt noch todt. Ein Todter, wie ihn die Volksballade schildert: Der Königssohn schläft einen tiefen Schlaf in der Zauberhöhle, er harrt des Wieherns seines Streitrosses und will auf den Weckruf seiner Braut nicht erwachen. Er liegt leblos vor ihr. Das Mädchen hat sein Leben. Wie soll sie es ihm zurückgeben?

Miliora neigte sich zu den Füßen des Uskoken und begann ihm die Schuhriemen zu lösen! — Nicht wahr, so machen's die Uskokenbräute in ihrer Hochzeitsnacht? Die Opanken waren zur Hälfte herabgerissen, die Riemen durchnäßt; es ist schwer für Denjenigen, der es nicht gelernt hat, sie zu lösen. Dann mußte man ihm die durchnäßten Kleider ausziehen! Schreckte das Mädchen nicht davor zurück? War es ja eine Marmorgestalt, die sie enthüllte, eine Statue, das schönste Kunstwerk Gottes! So mußte sie thun, um ihn ins Leben zu rufen. Nur einen breiten Ledergürtel nach Art jener der oberungarischen Slaven, der den Rücken bedeckte, wagte sie nicht zu berühren. Nun kam die schwere Arbeit: sie rieb den erstarr-

ten Körper mit Weingeist, mit Decken und mit ihren flachen, mit Elektrizität gefüllten Händen, hauchte in seinen geöffneten Mund, aber ohne daß sich ihre Lippen berührten, dann neigte sie sich über ihn und spähte, wie die Farbe des Lebens auf sein Antlitz tritt, wie das Herz zu pochen beginnt, wie sich der Tod zum Schlafe sänftigt.

Er schläft schon. Er hat einen tiefen Schlaf, er ist zu Tode erschöpft

Miliora sitzt so ruhig neben ihm, als ob sie zuhause wäre und einen Kranken pflegte. Die durchnäßten Kleidungsstücke breitete sie auf die Altarsteine zum Trocknen aus.

Die Aufmerksamkeit der Hausfrau muß sich auf Alles erstrecken; während ihr theurer Patient schläft, stiehlt sie sich von seiner Seite weg, geht in ihre Stube hinauf und holt von dort ein ganzes Bündel verschiedener Gegenstände, deren der Kranke bedürfen wird, wenn er erwacht, auch eine wollene Decke, um ihn zuzudecken; dann schaut sie zum Herde und kocht und bäckt, damit er Alles bereit finde, wenn er erwacht.

Sie thut dies Alles, als ob es so sein müßte.

Und sie kann das Ende seines Schlafes gar nicht abwarten; so wie er eine Bewegung macht, nimmt sie die Tasse mit dem dampfenden Punsch, stützt den Kopf des Jünglings mit ihrem Arme und nöthigt ihm den ersten Schluck auf.

Der Kranke leert gleich die ganze Tasse.

Dann blickt er um sich und fragt: „Wo bin ich?“

— An einem guten Orte.

Er fand sich in der That an einem guten Orte: sein Haupt ruhte an einem pochenden Herzen.

— Marguerita! stammelte der Uskoken-Anführer.

— Ich will die Marguerita sein, wenn Du der Held Marko bist.

Der Erwachende konnte an diesem Orte in der That sich vorstellen, daß er der durch die Gusla verewigte Königssohn sei und kein Anderer.

Ohne zu lächeln, im ernsten Tone fügte das Mädchen hinzu:

— Fürchte Nichts deshalb, ich werde Dich nicht küssen.

Jener aber schien keine allzu große Furcht davor zu haben.

Ja er schien sich die Verse der Ballade von dem Königssohn nicht allzu sehr zu Herzen zu nehmen, in welchen Held Marko zuerst sein Pferd Durindo, dann sein gutes Schwert auffinden will; er ergriff vielmehr die Hand des Mädchens und zog sie an sich.

Miliora stieß ihn heftig auf sein Lager zurück.

— Wo denkst Du hin? Das ist hier das Haus der Marguerita.

Jetzt erwachte der Uskoke vollends aus seinem Halbschlummer

— So! Ach ja! Ich bin ja in der Burg Frangipan. Wie bin ch hieher gekommen?

— Du bist über's Meer aus der Schlacht gekommen.

— Aus der Schlacht? Aus der Niederlage.

Miliora glaubte, daß er weine und fühlte Mitleid für ihn. Sie schmiegte sich näher an ihn, um ihn zu trösten.

— Nun, gräme Dich nicht. Sei ein Mann! Weine nicht! Du siehst, auch ich weine nicht. Komm', iß' und trink! Ich habe Dir ein gutes Mahl bereitet.

Und nun brachte sie ihm Alles herbei, was sie für ihn gekocht und gebacken, hielt die Schüssel auf den Knieen, während Jener liegend aß und sie ergötzte sich daran, mit welchem Heißhunger er die von ihr bereiteten Speisen verzehrte, daß nichts in der Schüssel blieb;

dann gab sie ihm aus dem Kruge Wein zu trinken. Hernach setzte sie sich zu seinen Füßen und sprach:

— Nun erzähle mir, was mit Dir geschehen.

Der Uskoken-Anführer erhob sich auf einen Ellbogen und begann zu erzählen:

— Deutsche und Wälsche sind auf tausend Schiffen gegen uns ausgezogen; wir aber hatten nur hundert Boote. Jene hatten Galeeren, wir nur Kähne. Zwanzig gegen Einen.

Und nun erzählte der Flüchtling dem Mädchen solche wunderbare Heldenthaten, die den Balladen der Gusla-Sänger nicht um ein Haar nachstehen.

Es wäre den in übergroßer Zahl ausgezogenen Deutschen und Wälschen auch nicht gelungen, die tapferen Uskoken zu besiegen, brüstete sich der Uskoken-Anführer, wenn nicht die verrätherischen Kroaten, die zu Sklaven geborenen Grenzer und die eidbrüchigen heidnischen Türken unter dem Pascha von Bihacs ihnen in den Rücken gefallen wären und durch einen verrätherischen Angriff Zengg genommen hätten. So war den zur See kämpfenden Uskokenhelden der Rückzug in ihr Felsenthal abgeschnitten und sie konnten sich nicht mehr mit ihren dort zurückgebliebenen Genossen vereinigen.

Miliora hörte all' dies mit gläubiger Miene an und unterbrach ihn von Zeit zu Zeit mit einem kernigen Fluch wie ein echtes Uskokenweib.

Der Uskoken-Anführer fuhr in seinen Erzählungen fort:

— Es blieb uns nichts Anderes übrig, als die Kriegsflotte der Deutschen und Wälschen zu durchbrechen und über's Meer zu entkommen. Da kam der große Sturm.

— Den habe ich über den Feind gesendet! sprach das Mädchen.

— Das war ein verdammter Spaß von Dir! schimpfte der Uskokenheld. Der Sturm macht keinen Unterschied zwischen Deutschen und Morlaken; er wirft ihre Schiffe gleichmäßig an die Klippen; ich wollte mich mit meinen Kriegern an die Küste von Buccari retten, um dort in den Wäldern Schutz zu suchen, aber der Sturm ward immer wüthender. Zuerst kam die Boretta über uns, dann die Borina, zuletzt ihre alte Mutter, die Bora.

Miliora raufte sich verzweifelt die Haare.

— Alle diese habe ich gesendet!

— Das war thöricht genug von Dir! Wenn Du wußtest, daß Du aus Deinem Munde Wind blasen kannst, so wäre es besser gewesen, ihn zuzuhalten! Der Sturm hat uns vernichtet; zuletzt bleib mein Kahn allein übrig, meine beiden Ruderer ermatteten bald und wurden ins Meer geschleudert; zuletzt blieb ich allein in meinem Kahn, dann ward mein Fahrzeug umgeworfen und ich erreichte mit knapper Noth schwimmend das Ufer.

Das Mädchen warf sich zu Boden, weinte und jammerte.

— Und ich habe ihm noch zugerufen: besser, besser!

Der Uskoke ließ es ruhig geschehen, wie sie sich die Haare raufte und am Boden wälzte; es geschieht dem Weibe Recht.

— Nun weine nicht mehr, es war genug: ich bin entkommen, sagte er endlich. Ich habe der heiligen Jungfrau von Loretto ein Gelübde gethan und sie hat mich errettet. Und ist es nicht Wunders genug von ihr, daß sie mich gerade hieher geführt hat, zu Dir, die ich liebe?

— Liebst Du mich wirklich? fragte das Mädchen, indem sie durch ihre Thränen lächelnd auf den Jüngling blickte.

— Nun, wie sollte ich Dich nicht lieben? Ich habe doch nicht

auf gut Glück über jenen halsbrecherischen Weg diese Burg erklommen, sondern weil ich wußte, daß Du hier seiest. Ich wollte nicht zum Thor herein, weil dieses von dem Soldaten des Kaisers bewacht ist, von jenem schwertumgürteten Mädchen, das sicherlich nach mir geschossen haben würde.

— Also um meinetwillen bist Du hierhergekommen? stammelte Miliora. Du hast meiner gedacht? Sieh', auch ich habe so oft Deiner gedacht.

— Ist das wahr?

— Ja, wahrhaftig. Du wirst es gleich erfahren. Während Du kämpftest, schrieb ich ein Gedicht über Dich, über Deine Kämpfe und darüber, was später kommt. Wenn Du willst, lese ich Dir's vor. Doch trinke vorerst!

Der Vojvode ließ sich dies nicht zweimal sagen. Er trank und hatte seine Freude an dem hohen Pathos, womit das Mädchen die Beschreibung seiner Heldenthaten vorlas.

Plötzlich verbarg das Mädchen das Gedicht, es schämte sich weiter zu lesen.

— Nun, was kommt jetzt? Es ist ja noch nicht zu Ende Warum liest Du nicht weiter?

Dort stand, wie der herrliche Königssohn seine Braut in das glänzende Adlernest seiner Ahnen bringt und welches Glück ihnen dort zu Theil werde.

Das Mädchen mußte sich anstrengen, um auch dies lesen zu können.

— Wende doch Dein Antlitz ab!

Der aber wendete es gerade darum nicht ab. Das schamhafte

Mädchen bedeckte das Antlitz mit der Schürze, während sie im Flüstertone das Ende der Ballade, den verliebten Theil las.

Es ging vorüber. Sie hatte ihm nun auch, in Versen, gesagt, wie süß der Gedanke sei, ihres Gatten Weib zu sein!

Der Uskokenführer drückte ihr dafür die Hand und sagte traurig:

— Freilich sind wir jetzt gar weit von meinem Ahnenschlosse. Meine besten Helden liegen auf dem Meeresgrunde, die Blüthe meines Volkes ist vernichtet, ich landflüchtig. Ich habe weder Gold noch Eisen. Ich stehe nackt da. Ich weiß nicht einmal, wohin ich flüchten soll? Darum schwöre ich Dir aber doch, daß ich wiederkehre; bevor der Mond sich zweimal erneut, bin ich hier. Ich komme mit frischer Kraft, mit einer Macht, die unsere Feinde zerstört, und mit meiner furchtbaren Waffe werde ich mich rächen für die erlittene Niederlage. Dann wirst Du mich wieder glänzend, glorreich sehen, und dann folgst Du mir dorthin, wo das Königsschloß meiner Ahnen der halben Welt trotzt, und setzest Dich neben mich auf meinen Thron. Dort werden wir uns nicht mehr fürchten — ich nicht vor Deinem Kusse, Du nicht vor dem meinigen.

Das Mädchen seufzte tief.

— Wenn Du mir keine so kurze Zeit gesagt hättest, könnte ich es eher glauben.

— Was? Du glaubst nicht, was Held Marko verspricht?

— Ich glaube Alles. Oh, zürne mir nicht! Ich weiß, daß Du ein Held bist: Du kannst Wunder wirken. Doch ich fürchte mich, ich fürchte mich sehr!

— Was fürchtest Du?

— Daß Du getödtest wirst. Es sind ihrer so viele. Du hast selbst

gesagt, daß sie Dich umzingelten: Deutsche, Italiener, Kroaten und Türken. Ich wette, daß Du noch einmal unter sie gehst.

— Fürchte nichts! Wir sind unser noch mehr! Glaube nicht, daß ich und mein Volk verlassen seien. Von dem eisbedeckten Ufer der Newa bis zum Schwarzen Meere, und von dort bis zu den griechischen Inseln, der Adriatischen Küste entlang bewegt ein mächtiger Bund die Völker; es wird ein Erdbeben daraus, wenn er sich einmal in Bewegung setzt. Der Name des Bundes ist „Hetairia". Er umfaßt die Russen, die Walachen, die Hellenen und die rechtgläubigen Serben den Karst und Balkan entlang und in der Czernagora. Unsere Führer wohnen in Paris, von wo aus sie den Weltkampf leiten. Dir kann ich Alles sagen, denn Du bist schon mein Weib. Bei uns heirathet man so: zuerst wohnen sie zusammen, der Jüngling und das Mädchen, als getreue Genossen, sie essen aus einer Schüssel; erst wenn es erwiesen ist, daß das Weib dem Gatten treu zu dienen im Stande ist, kommt die Zeit, daß sie einander lieben und wenn sie mit einander zufrieden sind, dann kommt der Geistliche, der sie verbindet; allein wirklicher Gatte und wirkliche Gattin werden sie erst dann, wenn sie an seiner Seite in der Schlacht das Gewehr ladet.

Miliora war ganz hingerissen von dieser Schilderung. Sie setzte sich zu den Füßen ihres Herrn. Der aber sagte:

— Damit Du sehest, wie sehr ich Dir vertraue, sage ich Dir, wohin ich gehe und wann ich zurückkomme? Wenn ich mit Deiner Hilfe von hier loskomme, eile ich nach Paris. Dort ist das geheime Oberhaupt unseres Landes, dem wir Alle gehorchen. Er ist der gewählte Kaiser des Küstenreiches, dessen Vasallen die Krale von Zengg, Ragusa, Cattaro und Zara sind. Seinen Namen nenne ich nicht,

denn dies dürfen wir nicht einmal vor der geliebtesten Gattin. Doch sein Porträt kann ich Dir zeigen. Dieses trage ich immer bei mir, gleich einer Wunder wirkenden Reliquie. Hier ist es in meinem Gürtel, den Du nicht zu öffnen vermochtest. Lerne es, damit Du es ein andermal weißt. Vorerst aber schwöre mir, daß Du Dich nicht verliebst; denn es ist ein herrlich schöner Mann, hundertmal schöner als ich.

Miliora protestirte heftig mit jeder Bewegung gegen diese Möglichkeit.

— Schwöre aber doch, daß Du Dich nicht verliebst! sagte der Vojvode und gab das Medaillon nicht früher aus der Hand, bis Miliora nicht schwor, daß sie sich in Niemandes Mann verlieben werde und wenn er selbst ein Engel wäre.

Erst dann gab er dem Mädchen das Medaillon in die Hände.

Als Miliora das Antlitz erblickte, kreischte sie auf und es mit beiden Händen an ihre Lippen pressend, bedeckte sie es mit zahllosen Küssen.

— So hältst Du Deinen Eid? schrie sie der Wojwode an und erhob seine Faust gegen sie.

Miliora aber sagte vor Wonne lachend:

— Das ist ja mein Bruder, mein Bruder Metell — und damit neigte sie demüthig ihr Haupt vor der erhobenen Faust.

Der Uskokenführer aber, statt sie zu schlagen, strich sanft über ihr Haupt und erwiderte in verändertem Tone:

— Ich weiß dies sehr gut.

Allein er sagte dies nicht nur in verändertem Tone, sondern auch in einer andern Sprache; bis jetzt hatte er mit ihr in jenem slavischen Idiom gesprochen, dessen sich die Bewohner jener Gegend

bedienen; die letzten Worte sagte er französisch, wie er sie auch bei ihrem ersten Zusammentreffen angesprochen hatte.

Der Uskoke wurde plötzlich ein ganz anderer Mensch. Den umhüllenden Kotzen schlang er mit fast klassischem Faltenwurf um seine Gestalt, die dadurch, wie eine griechische Heldenstatue, sofort salonfähig wurde, und sprach sodann mit der Courtoisie der großen Welt zum Fräulein:

— Ich weiß dies sehr wohl, Fräulein Miliora. Meine erste Hieherkunft erfolgte auch auf Befehl Ihres Bruders. Er erfuhr, daß in dieser Gegend die Hungersnoth herrsche, und daß auch seine Schwester Noth leiden müsse, wenn das Volk darbt und sagte zu mir: Geh' hin, versieh unser Volk in unsern Felsnestern mit Nahrung und zugleich meine Schwester mit Proviant für den Winter! Ich vollzog dies auf meine Art, es hat ein wenig Umwege erfordert, aber das Ziel ist endlich erreicht.

Jetzt preßte das Mädchen die Hand des Jünglings mit noch innigerer Gluth an ihr Herz.

— Wie? Du kommst von meinem Bruder? Du hast ihn gesehen? Er hat Dich hiehergesendet?

Der Uskoke antwortete ehrerbietig.

— Wie hätte ich denn auch sonst, ein unterthäniger Vojvode, mich vermessen, vor der Schwester unseres künftigen Czaren zu erscheinen, wenn ich nicht durch meinen Herrn geschickt worden wäre?

Miliora erschrak darüber, daß sich nunmehr eine so tiefe Kluft zwischen ihnen aufthat.

— Nein! Nein! Bleiben wir nur dabei, daß Du Held Marko, der Königssohn bist, ich aber Deine Braut bin, die Du in Dein Felsnest heimführen wirst; ich warte so lange hier auf Dich.

— Dazu ist auch die Erlaubniß des Czaren erforderlich.

— Oh, er wird darein willigen, denn er liebt mich sehr. Und dann wirst Du so viel Heldenthaten verrichten, daß er Dir meine Hand nicht wird verweigern können.

— Den Lorberkranz für meine Kämpfe erwarte ich von Deiner Hand.

Dies war ein wirklich ritterlicher Ausspruch. Wahre Paladine, die in Hexametern und Ottave rime sprechen, könnten ihrer Donna kein schöneres Liebesgeständniß machen.

— Wann kehrst Du wieder zu ihm? forschte Miliora.

— Noch heute, sobald ich mich von hier retten kann.

— Bestelle ihm einen Kuß von mir!

— Schade, daß ich ihn nicht übernehmen kann!

— Du kannst es, sagte Miliora, schlau lächelnd — brieflich, zu Papier. Es geht leicht. Hier hast Du das Papier, es ist das Gedicht, das ich Dir vorlas. Es ist rückwärts unbeschrieben. Das silberne Ende meiner Haarnadel wird recht gut als Schreibstift dienen. Ich schreibe nur soviel darauf: „Ich küsse Dich tausendmal, Deine Miliora.“ Da hast Du es, übergib es ihm. Hieraus wird er auch erfahren, daß wir Beide uns lieben.

— Er wird aber vielleicht vermuthen, daß Du diese tausend Küsse nicht ihm, sondern dem Helden Marko bestimmt hast.

— Was soll ich dann thun?

— Schreibe seinen Namen dazu!

— Wahr! Er könnte ja sonst nicht wissen, daß das Schreiben ihm gilt.

Und Miliora schrieb schön den Namen ihres Bruders über die Botschaft, nicht den Namen Riparievich di Babiagora, sondern den

wahren, der im goldenen Buche Ungarns enthalten ist. So übergab sie den Brief sammt Gedicht dem uskokischen Helden.

Dieser verschloß ihn in seinem Gürtel.

— In zwei Wochen werde ich bei ihm sein. Ich soll nur rasch und sicher von hier loskommen.

— Ich habe etwas Gutes ausgesonnen, sagte Miliora.

— Wenn ich diese zerfetzten Kleider neuerdings umnehme, erkennt mich Jedermann sofort als Uskoken.

— Du wirst auch nicht dieselben, sondern diese hier umnehmen.

Und nun holte Miliora ein Bündel, das sie von ihrem Zimmer gebracht hatte, aus einem Winkel hervor. Es waren ihre eigenen Kleider.

— Die soll ich anziehen?

— Du hast ja ein so glattes Gesicht, wie ein Mädchen, auch Dein Wuchs ist schlank. Du bist nur um Weniges höher, als ich. Alle meine Kleider werden Dir passen. Und das wird Dir ein sehr guter Mantel sein. Wer Dich von hier weggehen sieht, wird glauben, daß ich es bin, und vor mir fürchten sie sich und fliehen, da sie mich für die Marguerita halten. Niemand wird Dir in dieser Maske sich in den Weg stellen, Du kannst darin getrost über die Grenze gehen.

— Aber wie entkomme ich aus dieser Burg? Den Weg, den ich heraufkam, kann ich in Weiberröcken nicht hinabkriechen.

— Auch dafür habe ich gesorgt. Aramita hält das Schloßthor stets gesperrt, die Schlüssel stecken in ihrem Gürtel. Zu mir pflegt sie regelmäßig des Mittags und Abends heraufzukommen, sonst pflegt sie in der Punta unten zu sein und zu spinnen. Sie kann ihre weibliche

Natur nicht verleugnen, sie spinnt, wenn sie von Niemandem gesehen wird. Heute, wenn sie zu mir heraufkommt, werde ich ihr Schnaps zu trinken geben, so lange, bis sie einschläft, dann werde ich ihr die Schlüssel wegnehmen und Dich durch das Schloßthor entlassen. Die Gitterthür des Gartens ist gegen die Vella zu offen. Es wird am besten sein, wenn Du Dich nach dieser Richtung, über Rovino, flüchtest.

— Du bist ein Engel, sagte der Uskokenheld, indem er die Hand des Mädchens zart drückte.

Miliora seufzte tief auf.

— Ich möchte gern noch lange, lange mit Dir zusammen sein, sagte sie, ihre Hände auf die Schultern des Jünglings legend. Wenn Du aber gehen mußt, so gehe so bald als möglich!

Und sodann blickte sie lange in des Jünglings Augen, bis ihre Thränen ihn verdunkelten. Daß sie auch jetzt einander keinen Kuß geben dürften! Nein, nicht einen einzigen Abschiedskuß. Sie mußten ohne Kuß von einander scheiden. In diesem fürchterlichen Hause waren so viele gestorben, weil sie Küsse getauscht hatten!

Die Kleider Miliora's paßten ganz auf die Heldengestalt des Uskoken. Das Mieder trug dazu bei. Miliora selbst war mit ihrem Werke zufrieden, als sie mit dem Ankleiden fertig war. Es stand eine vollkommene Frauengestalt vor ihr.

Die wahre „Lady Adamina.“

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Es war Windstille. So pflegte es zu geschehen: plötzlich verschwand der Sturm, wie wenn er sich ins Meer gestürzt hätte, die Wellen brausen und schäumen noch lange fort, aber ihr Feind ist

schon verweht: die Luft ist still, die Sonne scheint mit einem Male warm, Eis und Schnee schmelzen in schmutzigen Bächen vom Felsen herab.

Jungfer Axamita mochte wohl denken, daß es nun an der Zeit sei, die Spindel aus der Hand zu legen und in den Thurm zum Fräulein hinaufzuschauen, im Kamin das Feuer anzuzünden und dann die Mahlzeit zu bereiten. Sie ging langsam ins Schloß hinauf.

Als sie zum Schloßthor eintrat und dasselbe wieder hinter sich zuschloß, wurde ihre Nase durch den starken Qualmgeruch frappirt.

— Ei, ei, hier wird irgendwo Feuer gemacht und zwar mit Olivenholz.

Plötzlich blieb ihr Blick an dem in der Mitte des Hofes stehenden Brunnengerüste haften, denn von dort kam der Rauch hervor.

Oho, mein Fräulein hat dennoch die Dummheit begangen, im Keller für Frühstück Feuer zu machen. Noch heute werden wir Alle des Teufels sein.

Vorher blickte sie jedoch durch die Gartenthür, ob sie sie eben dort fände.

Dort fand sie nun Miliora nicht, wohl aber den Handschar mit der Spitze in die Erde gebohrt. Auch waren einige Blutspuren auf dem eisigen Boden sichtbar. Dieselben ließ vielleicht der verwundete Fuß des Uskokenführers dort zurück. Axamita war nun überzeugt, daß das Blut vom Fuße der Bora herrührte. Deshalb hat also das lahm gewordene Ungeheuer seinen siechen Leib nachhause geschleppt. Jetzt ward es ihr zur Gewißheit, daß Miliora eine Fee sei, die die Bora heraufzubeschwören und wieder zu bannen vermag.

Doch wäre es gut, wenn sie aufhörte, die Burg mit ihren verschiedenen Teufeln anzufüllen.

Trotzdem machte sie sich beherzt auf den Weg nach dem Keller, um Miliora von dort heraufzurufen. Das kann nicht gut thun, was sie dort treibt.

Es war auch nichts Gutes, aber es war bereits geschehen.

Aramita öffnete die Kellerthür, die nie verschlossen zu sein pflegte, und bemerkte schon von der Treppe aus in der Mündung der Tropfsteinhöhle einen starken Feuerschein.

Und gerade in der Höhle ein Feuer anzulegen, wo doch die Teufel hausen!

Aramita bekreuzigte sich und rief den heiligen Georg um Hilfe an. Dadurch ermuthigt, marschirte sie weiter gegen die Mündung der Höhle zu: — so mochte sie bei Borodino eine Batterie gestürmt haben.

Nur daß dies ein furchtbarerer Anblick war, als der einer Batterie. Die Höhle war erhellt von einem Feuer, das in der Mitte angelegt war. Da standen die Stalaktit-Götzen, der eine durchsichtig weiß, der andere glänzend roth und in der Mitte mit dem Feuer abgewandten Gesichte die Vila selbst, die Fee, die eine Hand auf die Hüfte gestützt und die Schwalben der Höhle, die Fledermäuse umflatterten ihre stolze Gestalt.

Aramita gestattete selbst jetzt der feigen Furcht nicht, sich ihrer Seele zu bemächtigen. Sie erkannte an der überirdischen Gestalt Miliora's Kleider und glaubte, daß sie es selbst wäre.

— Aber um Gotteswillen, Fräulein, was treibt Ihr denn da? Spielt nicht mit dem Feuer, kommt hinauf in Euer Zimmer!

Damit trat sie hin zu der furchterregenden Gestalt und ergriff deren Hand, die auf die Hüfte gestützt war.

Allein die Frauengestalt packte Aramita mit der anderen Hand an der Gurgel, mit einer Kraft, wie sie nur überirdische Wesen besitzen und schleuderte sie derart an die Wand, daß ihr der Athem verging, riß sodann von ihrem Gürtel den Schlüsselbund und stürzte damit aus dem Keller.

Als Aramita von ihrem ersten Schrecken sich erholte, gewann sie dermaßen, wenn auch nicht ihren Muth, so doch ihr Pflichtgefühl wieder, daß sie der Frauengestalt nacheilte und sie vermochte noch gut zu sehen, wie dieselbe die langen Korridore entlang huschend zum Burgthor rannte, dasselbe mittelst des Schlüsselbundes öffnete, die Schlüssel abziehend zum Thor hinaussprang, dasselbe zuschlug und mit den Schlüsseln wieder zusperrte.

Auf Aramita's Stirne perlten die Schweißtropfen.

Miliora ist aus der Burg geflüchtet!

Das war ihr erster Gedanke.

Ihr zweiter war, hinauf in den Thurm zu gehen, um von dort nach dem Flüchtling zu spähen.

Sie rannte nun die Stiegen hinan in das oberste Zimmer.

Als sie dasselbe öffnete, sah sie Miliora vor sich, die leibhaftige Miliora, die ruhig von dem brennenden Kamin ihr entgegen ging und sie sanft frug: „Nun, Jungfer Wachtmeister Aramita, was ist denn geschehen?“

Sie ist an zwei Orten zugleich, sie ist die „Vila“!

Zehntes Kapitel.

Das letzte Spiel.

Metell Riparievich de Babiagora kam zu ungewohnter Stunde um sechs Uhr Nachmittags in seine Wohnung, zu welcher Zeit ein jeder Gentleman entweder ins Theater oder in den Klub zu gehen pflegt; nach Hause aber auf keinen Fall.

Er wohnte noch immer im Palais Lord Adam Camelborough's. Und Jener schuldete ihm noch Dank hiefür: denn sonst hätte seine Dienerschaft allmälig alle seine Raritäten, seine Porzellans und sein Silberzeug während seiner Abwesenheit verkauft.

Als er die Boudoirthür vermittels des kleinen an seiner Uhrkette hängenden Schlüsselchens geöffnet, erwartete ihn die Ueberraschung, daß er in der verschlossenen Stube einen Mann auf der Ottomane liegen und rauchen fand, den er doch bei seinem Fortgehen nicht dort gelassen hatte.

Die Ueberraschung verwandelte sich sofort in Freude, als der auf dem Divan Faullenzende sich ihm entgegendrehte.

— Ah, Lord Adam! Also angekommen?

— Mit geraden Gliedern, wie Sie sehen.

— Na, ich freue mich unsäglich, daß Sie wieder hier sind!

— Auch ich. Aber weshalb zum Teufel dutzen wir uns gegenseitig nicht?

— Ich habe diese unsere Gewohnheit total vergessen; mir bist Du allerdings jetzt sehr gelegen gekommen.

— Wieso denn? Ist Dir etwa die Baarschaft ausgegangen?

— Im Gegentheil. Das Portefeuille ist gefüllt. Ich wollte Paris schon verlassen.

— Potz Wetter! Du hast also alle Deine Angelegenheiten geordnet? Hast Dein Schäfchen im Trocknen? wie der Deutsche sagt.

— Ja wohl. Mein Geld befindet sich hier auf einem Streifen Papier, auf einem auf das Fiumaner Haus Augustich gezogenen Wechsel.

— Eine sehr gute Firma.

— Wie weißt Du denn dies?

— Ich war ja in Fiume. Du weißt: „Damals."

— Ja wohl, aber seitdem haben die Uskoken Fiume ausgeraubt.

— Jenem Hause haben sie keinen Schaden zugefügt. Du weißt also auch schon von diesem Putsch?

— Hier steht es in der Zeitung. Diese Nachricht hat mich eben bestimmt, so bald als möglich zu verreisen. Die Blätter schreiben, daß Held Marko nach dem Fiumaner Abenteuer auch Porto Ré besuchte und selbst in mein Schloß Frangipan einbrechen wollte und nur vor den gespenstischen Fratzen der Lazare von Rovino zurückschrak. — Welche Angst mochte meine arme Schwester gehabt haben!

— Kränke Dich nicht! Seitdem sind die Uskoken durch Oester-

reicher und Türken schon längst auseinandergejagt worden; selbst ihre Schiffe wurden versenkt.

— Aber nach den neuesten Nachrichten hat Held Marko selbst sich gerettet, und dem verdammten Burschen kann man nicht trauen, so lange er lebendig ist. Ueberdies schreiben die Blätter, daß in ganz Dalmatien die Hungersnoth herrsche; ich weiß nicht einmal, ob nicht meine arme Schwester im größten Elend ist? Ich kann es kaum erwarten, dort bei ihr zu sein und sie von dem Fleck wegholen zu können.

— Du willst mich doch nicht so verlassen, daß wir uns kaum ausplaudern konnten?

— Im Gegentheil. Diese ganze Nacht gehört Dir. Soeben habe ich dem Notar Rechnung über Dein ganzes, mir anvertrautes Vermögen gelegt, damit er es bis zu Deiner Rückkehr übernehmen könne; das kannst Du Alles durchsehen.

— Mag sich der Notar darum scheren, dem die Sache anvertraut ist; ich will mit Dir von anderen Dingen plaudern, die keines gestempelten Papiers bedürfen.

— Nun wohl, auch darüber will ich Dir Rechenschaft geben. Hier ist ein Bündel Visitkarten; von diesen sind die mit eingebogenen Ohren von ihren Absendern später zurückgezogen worden, nachdem eine genügende Erklärung abgegeben wurde; die durchlöcherten sind mit Pistolen, die zerschnittenen mit Säbeln auf ganz ritterliche Art ausgeglichen worden, ohne jedes größere Unglück. Dieses Schuldblatt ist ganz rein, Du hast keine Herausforderung mehr zu erwarten. Lady Adamina ist längst vergessen. Nur ein russischer Graf schmollt noch, dem Du als Mylady einmal eine Ohrfeige gegeben hattest. Den

habe ich mit dem Versprechen beruhigt, daß, wenn Du zurückkehrtest, Du ihn an derselben Stelle küssen würdest.

— Oder einen Säbelhieb versetzen, wie es kommen wird. Und dann?

— Von Deinen Wettrennpferden haben zwei gewonnen, das dritte hat sich den Hals gebrochen.

— Friede seiner Asche!

— Die an Dich hieher gelangten Briefe habe ich erbrochen und wo ich konnte, geantwortet, Du findest sie in den Schubladen Deines Schreibtisches sammt den Kopien der Antworten.

— Bis ich einmal nichts zu thun haben werde.

— Nun erübrigt mir nur noch die Meldung von der kleinen Dame Rue Vivienne 98, die Einzige, die davon wußte, daß Lady Adamina nicht ihrem Geschlechte angehörte.

— Ah! Die Brillianta! Sie existirt also noch?

— Ja, sie existirt und glänzt fortwährend; nach Deiner Vorschrift war ich nicht eifersüchtig auf sie und sie kostete mich in Folge dessen nichts; ich glaube, der Russe weiß am besten, wo ihre Gläubiger wohnen.

— Und bringst Du keinen Abschiedsabend bei ihr zu?

— Nein. Den überlasse ich Dir. Möge aus dem Abschied eine Wiedersehens-Szene werden!

— Großmüthiger, guter Freund! Und womit willst Du die Nacht hinbringen?

— Lache mich nur aus! Ich spiele auf der Mandoline.

— Was Teufel? Auf der Mandoline? Und für wen?

— Nur für mich. Ich gestehe Dir aufrichtig: wenn ich an das arme Mädchen denke, dort in der einsamen Burg, werde ich so ver-

stimmt, daß ich fast weinen könnte. Zu solchen Zeiten möchte ich mich vor den Menschen verstecken. Ich schließe mich in meine vier Wände ein, hole die Mandoline hervor und singe für mich ganz allein die Barcarole, die ich ihr vorspielte, als ich sie in meiner Gondel nach der Frangipanburg brachte. Ich versprach der Armen, daß wenn ich einst heimkäme, sie zu holen, sie von der Ferne dies Lied vernehmen würde, mit dem ich mich ihr nähern würde.

— O das ist sehr schön! Eine Barcarole, an der man Dich erkennt! Würdest Du mir sie nicht vorsingen?

— Narrenpossen! Eine Lächerlichkeit. Jeder Mensch hat solche Schwächen. Wenn ich an meine arme kleine Schwester denke, schmelze ich hin und werde weich. Mein armes, kleines Aeffchen!

— Nun, so nimm doch die Mandoline zur Hand! Wenn Du Zeit hast, Barcarolen zu singen, so habe ich Zeit, welche anzuhören. Stelle Dir vor, daß ich Lady Adamina wäre, die Du besingst.

Metell erhob die Mandoline und sang dazu:

Es kam der Abendwind
Und wiegte meinen Kahn,
Und flüstert' ihren Namen
Die heiß ich bete an
Im Kahn des Morgens froh,
Des Abends auf dem Stroh,
Miliora! Miliora!

— Sehr schön! Ein sehr schöner Gedanke: Deine Ankunft am Fenster durch ein bekanntes Lied zu melden! Sie wird es vom Thurmfenster hören und Dir dann auf den Strand entgegenlaufen. Du hast es Dir doch so ausgesonnen? Es wird eine schöne Begegnung sein.

Sodann sang Metell auch die zweite und dritte Strophe der Barcarole, so lange, bis Lord Adam sie hätte auswendig lernen können.

— Du liebst also Deine Schwester, Metell?

— Eigentlich liebe ich vom ganzen Frauengeschlecht nur diese eine wahrhaftig.

— Und thut Dir das Herz nicht weh, da Du Paris verläßt, das Palais Royal, das Tatarenlager, um die Felsen des Quarnero wieder zu sehen?

— Ich lasse hier nichts zurück, wonach ich mich zurücksehnen sollte.

— Ei, also bin auch ich Niemand für Dich?

Metell umarmte Lord Adam.

— Du bist eine Ausnahme für mich. Als ich Dich für eine Frau hielt, liebte ich Dich auch wie einen guten Freund, Du weißt, daß ich dies nicht zu sagen pflege.

— Aber Du beweisest es mit Thaten. Z. B. jetzt, wo Du mich verläßt, sozusagen vor mir flüchtest.

— Ja, in meine Liebe zu Dir mengt sich eine Art Furcht.

— Du fürchtest Dich vor mir?

— Ja. Du sagtest mir einmal, als Du Dich von mir verabschiedetest, daß Du mir Eines nie verzeihst: daß ich Dich nämlich gezwungen, die Frauenmaske abzuwerfen und in männlicher Gestalt zu erscheinen. Darum erfaßt mich, so oft ich an Dich denke, das Gefühl, als ob ich bei Dir eine unbezahlbar große Schuld hätte, vor der es am besten sein wird, mich zu flüchten. Und wenn Du mir entgegentrittst, mich lächelnd umarmst, mir die Hand drückst, mir Dein Vermögen, Deine Geliebte, Deine Feinde, ja sogar Deine Pferde anvertraust, kann ich doch den Gedanken nicht los werden, daß ich hier einen guten Freund habe, der mich sehr liebt, aber sich doch stets

darüber den Kopf zerbricht, irgend einen Trumpf zu finden, womit er sich für die verdorbene Unterhaltung räche.

— Und in diesem Glauben bestärkt Dich der Umstand, daß ich einmal dem Geheimniß Deines wahren Namens nachforschte. Du siehst aber, daß ich mich mit Deinem Geheimniß zufrieden gab, als Du mich aufklärtest und Dich nicht mehr mit Fragen belästigte. Wenn ich Dir zürnte, wäre ich jetzt nicht hier, drückte ich Dir nicht die Hand.

— Und ich fühle doch, daß zwischen uns nicht Alles ausgeglichen ist. Es ist so, wie wenn in unserer Gesellschaft irgend Jemand auf einen andern Gentleman einen Witz sagte, worüber die Uebrigen lachten; der muß in seinem ganzen Leben darauf vorbereitet sein, daß um dieses einen Witzes willen eine Gelegenheit kommen muß, wo die Gesellschaft ihn wenn möglich ebenso sehr auslachen und wenn dies nicht möglich, ebenso sehr beweinen wird.

— Nun, so quittire diese Schuld heute und sei mir gegenüber vollständig lastenfrei.

— Womit?

— Damit, daß Du Dich noch nicht morgen Früh auf die dalmatinische Reise machst, sondern heute noch mit mir in den L'hombre-Klub kommst.

— Ich spiele nicht mehr.

— Was, Du spielst nicht mehr?

— Du weißt sehr wohl, warum ich es bisher that, warum ich die verdammten Karten neuerdings in die Hand nahm. Diesen Zweck habe ich bereits erreicht. Das Vermögen meiner Schwester, das die Diplomaten und Financiers wegeskamotirten, habe ich mit meiner Wissenschaft am Spieltisch wiedererworben. Weiter habe ich keinen

Grund zu spielen. In Zukunft werde ich allein mit Strohmännern L'hombre spielen.

— Aber heute mußt Du noch mit mir hinkommen. Das ist Deine Endabrechnung mit mir. Du weißt, daß, sowie ich in diese Gesellschaft, wo man mich als Lady Adamina anbetete, als Lord Adam eintrete, ich mich in einer sonderbaren Lage befinden werde. Ich weiß nicht, wie man mich aufnimmt? Bei dieser Wiederkehr brauche ich einen guten Freund, wie meine rechte Hand. Ich muß vorn und hinten Augen haben. Ich bedarf eines Gentleman-Freundes, mit dem ich Arm in Arm durch die Säle gehen kann, und es ist Deine unerläßliche Pflicht, daß Du, der in so vielen heikeln Angelegenheiten meine Person vertrat, an meiner Seite seiest und mit Deiner Zeugenschaft die Versicherung gibst, daß diese Affairen ritterlich erledigt sind.

— Du hast Recht, diese Schuld muß ich abtragen.

— Wir verbringen also noch diese Nacht mit einander im Klub und von dort begeben wir uns in das Haus der Rue Vivienne.

— Wenn uns der Russe nicht zuvorkommt.

— Und der Russe hätte sich an mir in der That für die Lady Adamina durch eine separate Invasion in mein suzeränes Land ohne Mandat gerächt? Nun, dann müssen wir ernstlich zur Restauration sehen. Brillianta ist Frankreich, wir England, Rußland, Oesterreich. Eine wahre Triple-Allianz.

— Ich bleibe aus der heiligen Allianz.

— Ich werde dafür sorgen, daß auch der Russe ausbleibe; ich stelle die Kontinentalsperre her. Die übrigen Länder alle sind foeminini generis, nur „Albion" masculini.

Die beiden Jünglinge verließen aus der geheimen Treppe das

Palais Camelborough, ohne daß die Dienerschaft die Rückkunft ihres wirklichen Herrn von ferner Reise um die Welt erfahren hätte.

Im Klub spielte man noch nicht; nur ein paar alte Herren spielten Schach, damit die Zeit vergehe. Die beiden Eintretenden wurden von den Bekannten umringt; Lord Adam wurde viel herzlicher empfangen, als er sich vorgestellt hatte. Der Zorn der hintergangenen Verehrer war schon verraucht, man fand den Scherz gelungen und die ernsten Nachklänge waren durch das konventionelle Pistolengeknatter und Säbelklirren ausgeglichen. Man nannte die beiden, Arm in Arm gehenden Jünglinge Orestes und Pylades.

Nur der eine Russe schnitt wunderliche Gesichter.

— Du hast vielleicht noch keine Satisfaktion bekommen? sprach ihn Lord Adam an, direkt mit ihm anfangend.

— Ich habe sie mir genommen.

— Wo denn?

— In der Rue Vivienne, im Hôtel des Acacias.

— In meiner Abwesenheit? höhnte Lord Adam.

— Auch in Deiner Anwesenheit, wenns beliebt!

Auf diese herausfordernden Worte flüsterte Lord Adam Metell zu:

— Du, occupire mir diesen Russen!

— Wie?

— Mir liegt nicht d'ran, auf welche Weise immer. Spiele mit ihm!

— Ich habe aber gelobt, von heute an nicht mehr Karten zu spielen.

— Datire Dein Gelöbniß von morgen an, mir zu Liebe.

— Nun gut, Dir zu Liebe.

— Während Du dem Feinde gegenüber kämpfst, nehme ich die Redoute in der Rue de Vivienne ein.

— Ich glaube, es bedarf dazu keiner großen Belagerung.

Damit forderte Metell den Russen zum Spiel auf, er war ihm ohnehin Revanche schuldig.

Diesmal spielte Metell schlecht, er verlor fortwährend. Auch fielen die Karten so launisch, wie noch nie Außerdem beging er solche Fehler, um derentwillen selbst ein Anfänger erröthen würde.

Nach etwa einer Stunde wurde dem Russen das fortwährende Mißgeschick seines Partners zu viel.

— Sie sind heute nicht gut disponirt!

— So ist's; meine Gedanken sind anderwärts.

— Dann wäre es besser, wenn wir aufhörten.

— Um meinetwillen nicht; ich werde mich später schon erwärmen.

— Mir zuliebe setzen wir nicht fort!

— Ich spiele nicht Ihnen zuliebe.

— Wenn Sie aber um Ihres Dioskuren willen mit mir spielen, bringen Sie nun gar der Freundespflicht ein überflüssiges Opfer; denn Brillianta ist heute Abends abgereist und hat außer mir Niemandem gesagt, wohin? Mylord ist seither aus dem Hotel des acacias in sein Hotel zurückgekehrt und braut sich in seinem Zorn selbst den Punsch.

— Das war ein guter Trumpf, sagte Metell; dann können wir in der That zusammenrechnen.

Und sie begannen die auf der Tafel verzeichneten Zahlen zu addiren.

Mittlerweile kam ein Klubdiener zu Metell und flüsterte ihm

ins Ohr: „Ein fremder Herr wartet draußen auf der Gasse im Batard, er brachte eine wichtige Mittheilung aus Dalmatien.“

Metell fiel Miliora ein. Eigentlich dachte er immer nur an sie. Diese Botschaft brachte sie nur lebhafter in sein Gedächtniß. Er konnte an keinen Anderen denken.

Er bat seinen Partner um Erlaubniß, sich auf einige Augenblicke entfernen zu dürfen. Es bestand der Brauch, Fremde ohne regelrechte Einführung nicht in das Palais des L'Hombre-Klubs einzulassen; wenn eines der Klubmitglieder eine dringend zu erledigende Angelegenheit hatte, konnte es auf die Gasse gehen und dieselbe dort mit seinem Peiniger erledigen.

Es war Winter, Mitte Feber; Metell mußte im Vorzimmer seine Redingote mit vielen Mühen anziehen, um auf die Gasse zu treten.

Nach einer Weile hörte man draußen einen Knall oder dergleichen; man konnte nicht gut ausnehmen, was es war, nicht einmal ob das Geräusch von der Straße oder vom Korridor kam. Die Herren drinnen waren mit anderen Dingen beschäftigt.

Nach einigen Augenblicken kehrte Metell in das Spielzimmer zurück, wo er seinen Partner zurückgelassen hatte. Dem hätten nun die ungewohnte Bläße seines Gesichtes und der Umstand, daß er die lange Redingote noch immer nicht abgelegt hatte, auffallen sollen. Wer kümmert sich aber darum, warum ein Spieler, der verloren hat, bleich ist? Was die Redingote anbelangt, so ließ dieselbe auf die Absicht, fortgehen zu wollen, schließen.

— Wie viel beträgt mein Verlust? fragte ihn der Russe.

Dieser zeigte ihm die Tafel.

Metell zog die Brieftafel aus der Seitentasche und zahlte.

— Was gab es draußen für einen Lärm? fragte der Russe. Hat man geschossen oder schlug man eine Thür so stark zu?

— Man schlug eine Thür zu, erwiderte Metell mit etwas heiserer Stimme.

— Sie gehen nachhause?

— Direkt nachhause.

— Gute Nacht.

Und er beschenkte Metell noch mit einer Zigarre, die dieser an der Kerze anzündete; dann drückte er dem Partner die Hand und ging zu seinem Wagen herab.

Als er die verborgene Treppe zu seinem Schlafgemach emporstieg, traf er Lord Adam Camelborough bereits zuhause. Er fand ihn beim Punschbereiten.

— So ist das Spiel bereits zu Ende? fragte Lord Adam den Eintretenden. So früh?

— Es ist Etwas dazwischen gekommen, sagte Metell dumpfen Tones. Mein Onkel hat mich ausfindig gemacht und mich auf die Gasse hinausrufen lassen.

— Er hat doch hoffentlich keine Dummheiten gemacht?

— Er that, was er mir versprochen; er schoß mich durch die Brust.

Dabei warf er die weite Hülle von sich. Er trug nach der damaligen Mode eine lange, gelbseidene Weste, die war voller Blut.

— Du bist verwundet?

— Ja, zu Tode. Läute nicht nach den Dienern. Ich bitte Dich darum. Es soll kein Lärm geschlagen werden. Es war das ganz recht. Ich brauche keinen Arzt. Ich weiß, daß ich sterben muß. Ich habe blos einige Stunden Zeit, so lange ich noch bei Bewußtsein bin und

ich muß diese gut benützen. Bleibe bei mir. Ich muß Dir meine Angelegenheiten, die ich im Stiche lasse, übergeben. Ich kann dieselben keinem Anderen anvertrauen.

Lord Adam führte seinen Freund zu einem Ruhelager und hielt ihn mit seinen Armen aufrecht, bis derselbe seinen Kopf auf das Kissen legte. Er mußte schon viel Blut verloren haben.

— Möchtest Du nicht die Zigarre aus dem Munde nehmen? fragte ihn Lord Adam.

— Nein, sie brennt gut. Ich glaube, daß sie so lange aushält. Wenn Du mir eine Gefälligkeit erweisen willst, so rücke mir die Schreiblehne näher, damit ich meiner Schwester einen Brief schreibe.

Und Metell rauchte und schrieb zurückgelehnt. Die eine Hand hielt er an die Wunde gedrückt, mit der andern schrieb er. Nach einigen Augenblicken sagte er:

— Du hast Recht, der Zigarrenrauch blendet mich.

Und er warf die Zigarre weg. Nachdem er einige Zeilen weiter geschrieben, seufzte er wieder auf:

— Vor den Augen flimmert mir, auch wenn ich nicht rauche. Ich weiß nicht, was es ist, ich sehe kaum mehr, was ich schreibe. Ich bitte Dich, neige Dich über mich und sage mir laut vor, was ich geschrieben habe.

Lord Adam neigte sich über Metell und las von dem Papier ab, was Jener mit schwankenden Buchstaben geschrieben.

„Meine liebe Miliora. — Ich sterbe. — Man hat mich im Duell erschossen. — Ich kann nicht um Dich kommen. — Das Geld, das ich Dir versprochen habe, ist vorhanden. — Doch löse dafür unsern Ahnenbesitz nicht aus. — Bleibe Jedem fern, der unser Ver-

wandter ist — Der Dir diesen Brief überbringt, wird Dir auch den Wechsel übergeben, der Dein Vermögen ausmacht. — Er wird Dich aus Deiner traurigen Einsamkeit mit sich nehmen und Dir eine glücklichere Zuflucht finden; er wird für Dich sorgen, als ob er an meiner statt Dein Bruder wäre. — Er ist mein einziger wahrer Freund, Lord Adam of Camelborough. Gott segne Dich! Dein Bruder Metell."

Nachdem er die letzten Worte gelesen, umarmte er den Sterbenden und flüsterte leise:

— Ich nehme an, was Du mir anvertraust.

Metell reichte ihm die Hand und schüttelte stumm seine Rechte. Dann faltete er den Brief zusammen, schloß den Wechsel ein und zog von seinem Finger den Ring, den er Lord Adam gab, damit dieser damit das Couvert siegle. Auch solle er den Ring Miliora übergeben, das Wappen ihrer Familie war auf demselben eingravirt.

— Und nun rufe mir einen Geistlichen, einen griechisch-unirten Popen, keinen orthodoxen, denn bei denen kann man nicht beichten. — Eine Last bedrückt meine Seele — Ich glaube, daß das Gewerbe, mittelst dessen ich mein Vermögen erworben, ganz und gar dem des Banditen gleicht. — Wer weiß, ob man mich dafür in der andern Welt verurtheilt. — Ob der Kodex von Jenseits einen Unterschied macht zwischen dem Kartenspieler und dem Piraten. — Und doch möcht' ich in der andern Welt wenigstens auf einen solchen Platz gelangen, wo ich meine arme kleine Miliora sehen kann. Mein süßes, unschuldiges Vögelein! Sie weiß nicht, auf welche Weise ich für sie das Geld erworben habe. Es wirft auf ihre Seele keinen Schatten. Sie glaubt, ich hätte das Luftschiff erfunden und es damit erworben. Freilich. Ich fliehe auch schon in den Himmel darauf. Mein armes

verlassenes Aeffchen! Ich werde ihr nicht mehr die Barcarole singen, wenn mein Kahn sich der Küste nähert. Kamerad! Weißt Du was? Singe statt meiner das Lied, wenn Du dahin durch den Kanal von Maltempo segelst. Gib mir Notenpapier, ich will Dir's aufschreiben, lerne es! Erfreue damit mein armes Närrchen. Nun gehe, lass' mir einen Popen bringen, bevor ich zu phantasiren beginne.

Dann schrieb er mit zitternden Zügen auf das vor ihm liegende Papier die Noten der Barcarole, während Lord Adam einen Geistlichen suchte. Es dauert lange, bis man in Paris in später Nachtstunde einen griechisch-unirten Popen findet. Bis Lord Adam mit einem solchen zurückkehrte, war Metell fertig — mit dem Notenschreiben und mit dem Leben. Als der Pope sein Ohr zu ihm neigte, damit er die Seele von ihrer Last befreie, begann Metell mit schwachem Athem die letzten Verse der Barcarole zu summen:

„Eile an ihr Fenster hin,
Du linder Abendwind,
Sag' ihr, daß auf der ganzen Welt
Man keine Schön're find'!
Drücke ihr zum Abendgruß
Auf die Lippen einen Kuß,
Miliora! . . . Miliora!"

Der Pope segnete und absolvirte ihn. . . . Die himmlischen Richter werden dies wohl verzeihen können.

Eilftes Kapitel.

Und er hat doch Recht.

Metell hatte ein schönes Begräbniß. Alle Zelebritäten des Tartarenlagers waren dort, um ihm die letzte Ehre zu geben. Lord Adam Camelborough hatte einen prachtvollen Granit-Obelisken für den Grabhügel seines liebsten Freundes bestellt. Nur ein Klubmitglied konnte man nicht beim Begräbniß sehen: den Russen, obzwar der Lord auch ihm, eigenhändig adressirt, einen Partezettel gesandt hatte. Drum hatte er sich auch vorgenommen, Lord Adam, sobald er zurückkehrte, zum Duell herauszufordern.

Der Russe kam ihm jedoch zuvor. Als Adam in sein Palais eintrat, wartete der Andere bereits im Salon auf ihn.

— Sie sind nicht zum Begräbniß unseres Freundes gekommen! sagte der Lord, den russischen Grafen direkt attakirend.

— Ich ging nicht, erwiderte der Graf, denn ich wollte nicht, daß ich Ihnen vor der ganzen Welt die drei Worte in's Ohr schreie, welche ich Ihnen zuschleudern muß, wenn ich Sie treffe Sie, Lord Adam Camelborough, sind ein S p i o n, M e u ch e l m ö r d e r und G a u k l e r.

— Drei schwere Worte.

— Drei solche Worte, derentwegen es nicht Sitte ist, sich zu schlagen, sondern für die man entweder Denjenigen um Verzeihung bitten muß, an den sie gerichtet waren, wenn er sie zu widerlegen wußte, oder derentwegen er aus der Gesellschaft ausgeschlossen werden muß, wenn er keine Rechtfertigung dafür hat.

— Lassen Sie Ihre Beschuldigungen hören, Herr Graf!

— Sie werden sie hören. Sie hatten Kenntniß von einem Geheimnisse Metell's, wonach dieser bedroht war, durch einen Onkel, dessen einziger Sohn zum Selbstmörder wurde, in Folge des Spielglücks Metell's; er drohte Metell, daß, wenn er ihn noch irgendwo mit der Karte in der Hand erwischen würde, er ihn erschießen würde. Darum trug Metell in Paris einen falschen Namen. Sie erfuhren den wahren Namen Metell's und denunzirten ihn vor seinem Onkel, der leicht zu finden war, da er denselben Namen trug und in der von ihm bewohnten Gegend Jedermann wußte, daß sein Sohn sich erschossen habe. Der Onkel kam hierher, ertappte Metell, nach Ihrer Weisung, gerade beim Kartenspiel und tödtete ihn. Das war Ihr Werk.

— Sie sind sehr genau unterrichtet, Herr Graf!

— Sehr genau. Hier habe ich bei mir den an mich geschriebenen Brief des Onkels, worin er mich umständlich von dem ganzen Falle unterrichtet, da ich gerade an jenem Abend der Partner Metell's war. Er thut mir die ganze Sache zu wissen, damit man nicht Unschuldige statt seiner verfolge. Er war der Mörder. Bei den Dalmatinern ist das so Sitte, man nennt dies Blutrache. Wenn wir ihnen einen Prozeß machen wollen, müssen wir nach Ragusa gehen: dort gibt es sehr gute Gerichte. Diesen Brief schrieb er mir, als er das Schiff bestieg. Hieraus ergibt sich also, daß Sie ein Spion waren,

der einen Gentleman verrieth, ein Meuchelmörder war, der seinen guten Freund tödten ließ, und schließlich ein Gaukler, der für Denjenigen einen Obelisken meißeln läßt, den er tödten ließ. Sind diese drei Behauptuugen richtig?

— Alle drei sind richtig.

— Und haben Sie irgend eine Entschuldigung hiefür?

— Ja!

Hierauf knöpfte Lord Adam die Spitzenfalten seines Gilets auf und zog unter dem Hemd einen achtzinkigen goldenen Stern hervor.

Beim Anblick dieses Sterns senkte der Russe den Kopf. — Mit einem Male war aus seinem Gesicht der ganze angreifende Trotz geschwunden. Er war zum gefangenen Sklaven geworden.

Lord Adam trat mit seinem selbstbewußten Stolze, der Jeden entwaffnete, vor seinen Angreifer hin und blickte ihm muthvoll in die Augen.

— Komm' in mein Arbeitszimmer, sagte er zu ihm, dort wirst Du das Uebrige erfahren.

Hierauf ging er selbst voran und gestattete seinem Gaste, ihm zu folgen.

In das mit Büchern ringsum eingerahmte und mit Landkarten geschmückte Zimmer gelangt, wies er dem Russen einen Platz auf dem Divan an; er selbst warf sich in einen runden Stuhl und ließ den an einer Schnur hängenden goldenen Stern um seinen Finger kreisen.

— Du weißt, was dieser Stern bedeutet? Er ist das Symbol der Szojus blagodensztviga, deren Mitglied Du auch bist. Dies ist der Bund aller nach Freiheit ringenden Slavenvölker, zu denen auch Griechen, Walachen und bald vielleicht die Ungarn gehören.

— Du bist aber ein Engländer. Wie bist Du da hineingerathen?

— Das thut nichts, wo es in der Welt einen Freiheitskampf gibt, dort findest Du Engländer, sie werden in der Moldau, in Hellas zu finden sein, wenn die Hetäria ihre Aktion beginnt. Ich habe auch schon etwas gethan und besitze darum den goldenen Stern. Mein Name ist Held Marko.

— Was? Du warst es, der das Uskokenvolk aufreizte und das ganze Gestade durch sie in Alarm versetzen ließ?

— Es war ein schöner, kleiner Lärm. Die Oesterreicher mußten eine Armee in Bewegung setzen und ein paar Millionen Gulden sind ihnen bereits in Rauch aufgegangen.

— Aber was haben denn die Oesterreicher Dir zu Leide gethan?

— Auch das will ich Dir sagen. Ich könnte wohl auch im Tone des hohen Pathos mit Dir sprechen, erhabene Oden von freien Völkern und blutdürstigen Tyrannen singen, doch ich vertage dies, bis mich meine Freunde im englischen Oberhause angreifen werden. Hier zwischen den vier Wänden und vor Dir will ich meine Phantasie nicht anstrengen, ich will die Wahrheit sagen. Der Lordkanzler hat mich zum Botschafter in Wien vorgeschlagen und darauf hat Metternich geantwortet, daß es ihm gleich sei, ob Ihre Majestät ihm einen ganz gescheidten oder einen ganz närrischen Menschen als Botschafter nach Wien sende, nur solle sie keinen H a l b n a r r e n senden. Als Witz wäre dies gut genug für einen österreichischen Minister gewesen. Hierauf sagte ich: nun werden wir ganz närrisch, um Metternich's Beifall zu gewinnen. Und ich machte ihm den Aufstand am Adria-Ufer. Ich war drei Monate lang Uskoken-Herzog, ließ auf

Spieße gesteckte Köpfe vor mir hertragen und führte gegen zwei Großmächte Krieg zu Wasser und zu Lande.

— Nur daß jetzt Fürstenthum und Krieg — beide zu Ende sind.

— Jetzt beginnen erst beide. Jetzt folgt das Beste. Ich handle, während Ihr den Cunctator spielt. Darum mußte Metell sterben, denn auch er war ein Mann des Zauderns, ich bin es nicht. Irgendwo, irgendwer muß die Sache beginnen. Ypsilanti soll die Fahne in der Walachei erheben, Germanos Mauromichalis im Peloponnes, in Morea, ich werde sie an der Adria entrollen, wo Metell die Pflicht gehabt hätte, sich an die Spitze der Helden zu stellen. Er hat es nicht gethan, und darum starb er. Deine Pflicht jedoch ist es, so wie Du vernimmst, daß der Kampf zwischen dem Karst und Vellebit neuerdings entbrannt ist, mit Deinem Schiffe, wie Dir befohlen, in den Hafen von Cattaro einzubrechen und die Bewohner der Schwarzen Berge zu den Waffen zu rufen.

Lord Adam sprach mit dem Russen in einem Ton, wie der Feldherr mit seinen Untergebenen zu sprechen pflegt.

— Ich kenne meine Pflicht, sagte der Russe: nur muß ich Dir vorhersagen, daß das Unternehmen mit den größen Schwierigkeiten verbunden sein wird. Der mißlungene Aufstand bei Segna hat den Oesterreichern wieder auf die Beine geholfen, jetzt halten sie alle Punkte besetzt, durchforschen jedes sich nahende Schiff, und tauchen beim ersten Flintenschuß von allen Seiten auf, um die Banden auseinanderzujagen.

— Sie werden aber den Flintenschuß nicht hören. Ich habe eine neue Erfindung, die ich von einem italienischen Alchymisten erworben habe. Sieh her! Da ist ein Stückchen Baumwolle, man sollte glauben, ich werde es mir gegen Rheuma ins Ohr stopfen. Mit

nichten. Ich lade es in eine Pistole, die Kugel darauf. Nun sieh Dir den blechernen Ofenschirm an, nicht wahr, es ist kein Loch darin? Eins, zwei: nicht wahr, nun ist er durchlöchert?

Aus dem Pistolenlaufe schoß ein kleiner, weißer Rauch hervor, mit kaum wahrnehmbarer Flamme und ganz ohne Geräusch.

— Nun sieh'st Du? Das ist die stumme Waffe, die sich weder durch Flamme, noch durch Geräusch verräth. Die österreichischen Vorposten werden unbemerkt aus dem Wege geräumt, so auch die Vorhut, ohne Ankündigung. Der Feind wird hinter Sträuchern, Felshöhlen hervor mit einem Kugelregen überschüttet, ohne daß er wüßte, woher die Schüsse kommen. Und dabei ist dies eine so unschuldige Waare, daß man sie überall einschmuggeln kann. Wer sollte auch Argwohn schöpfen? Man hält sie für Watte, Unterfutter für Winterröcke.

— Ein furchtbares Strategem! sagte der Russe entsetzt. Und das willst Du in die Hände der Uskoken und Russen liefern? Du wirst ja damit eine Umwälzung in der ganzen Kriegführung hervorrufen: das wird kein Kämpfen mehr, das wird ein massenhafter Meuchelmord sein.

— Mais c'est la guerre, sagte Lord Adam, die Achseln zuckend.

Ja wohl, „das ist der Krieg".

— Auch Metell hatte eine Einwendung dagegen, fuhr Lord Adam fort. Jetzt ist er stumm.

— Er war Dir ein so lieber Freund und Du ließest ihn tödten.

— „Mais c'est la politique."

Ja wohl, „so ist die Politik".

— Ich habe eine sehr günstige Position, von wo ich die neue Bewegung ausgehen lassen kann, fuhr Lord Adam fort. Eine verdammte Burg am adriatischen Gestade. Vor Kurzem, zur Zeit des illyrischen Königthums, hatten die Franzosen dort ein Lazareth daraus gemacht, und hielten dort die von der Marguerita-Epidemie befallenen Kranken. Vor diesem Namen haben Oesterreicher und Dalmatiner eine größere Scheu, als vor Kartätschenfeuer. Sie getrauen sich nicht einmal in die Nähe des Skriljevo-Spitals. Von dieser Epidemie kann man jedoch nur dadurch befallen werden, wenn man mit einer Frau einen Kuß wechselt. Und dazu gibt es in der Frangipan-Burg wahrlich die allergrößte Versuchung. Dort wohnt das schönste Mädchen, das ich in meinem Leben je gesehen. Dort hatte Metell seine jüngere Schwester verborgen, an einen sichern Ort, bis er für sie ein kleines Vermögen durch die Karte bei uns zusammengekratzt hätte. Das hat er mir selbst entdeckt.

— Und Du bist dann hingegangen und hast das Mädchen verführt?

— Nicht plötzlich. Denn so schön, so bewundernswürdig ist sie. Wie ein Alpengletscher, im Morgenroth rosenroth, in der Nähe rein weiß. — Als ich bei unserer ersten Begegnung, nach meinem siegreichen Feldzug, in fürstlicher Pracht vor ihn erschien, als großmüthiger Retter (damals kämpfte sie bereits mit dem Hungertod), ließ sie mich nicht drei Schritte weit zu sich heran; sie war eher bereit, ihren menschenförmigen Hund und ihren hundeförmigen Menschen gegen mich zu hetzen; als ich ihr aber zum zweiten Male begegnete, als verfolgter Uskoke, in Lumpen, zerrissen, erschöpft, da nahm sie mich in ihren Schoß, verbarg mich in einer finstern Höhle, entkleidete mich. Ich stellte mich ohnmächtig und während sie mich, mit ihren elektrisirenden

Händen reibend, zum Leben rief, kann ich sagen, daß auch nicht das leiseste Erröthen ihre Wangen färbte. Sie ist unschuldig, wie ein Kind, und hat eine hitzige Phantasie, wie eine Haremsfrau — Jungfrau und Fee sind in ihr vereinigt. Sie ist ein wahres Dalmatinermädchen, Feuer, das mitten aus Eis hervorlodert. Wie aus der Wolke der Blitz, so strahlt aus ihr magnetisch der ideale Freudenfunken aus. Sie sah mich nur einmal und verwandelte sich unter diesem Eindruck zu einer Muse. Da sieh diesen Vers, den sie auf Held Marko schrieb. So viel Gluth würde drei Dichtern genügen, um ihren Versen Wärme zu verleihen.

Der Graf bemerkte den auf die Rückseite der Ballade geschriebenen Brief.

— Und als das Mädchen Dir diesen Vers gab, da schickte sie auch ihrem Bruder eine Botschaft, und nicht wissend, daß er hier einen falschen Namen trägt, schrieb sie seinen wahren Namen auf — und so erfuhrst Du ihn von ihr. Und so hast Du ihren Bruder mit der von ihr erborgten Waffe getödtet.

— „Mais c'est la diplomatie." (Jawohl, „so ist die Diplomatie.")

— Und nun ist es Dir nicht genug, daß Du Metell beseitigtest, Du willst auch noch an das dalmatinische Gestade zurückkehren, um das schutzlose Mädchen zu Deiner Beute zu machen. Gewiß hat der Sterbende Dir seinen letzten Willen dahin ausgedrückt, daß Du sie von dort holen und an den besten Platz bringen sollest. Und nachdem Du in der Frangipanburg, in dem gespenstigen Schatten der egyptischen Seuche, nicht der Liebe zu fröhnen wagst, wirst Du sie mit Dir nehmen zwischen die Zengger Felsen zum Uskokenvolke, das seine Frauen erst raubt, dann zu Sklavinen macht, dann mißhandelt, dann in Saus und Braus mit ihnen lebt und dann erst sie zum

Altare führt: und das Mädchen, das so unschuldig, so heißblütig ist, wird Dir blind, wahnsinnig folgen, sie wird stolz darauf sein, daß Du sie entehrst, sie wird glauben, daß Du sie zur Königin machst.

— „Mais c'est l'amour!"

Ja wohl, das ist die Liebe.

— Und dort unter dem wilden, rohgesitteten Volke, dessen ganze Religion aus Aberglauben besteht, wo man jeden Abenteurer für Held Marko, jede Landstreicherin für die Feenbraut Margarita hält: wird sie sich in der That für eine Königin halten können, wird mit Dir und ihren Kameraden in jede Schlacht ziehen, auf Beute und Raubabenteuer ausziehen, die Flinten laden, die Schlachtlieder singen und die abgeschlagenen Köpfe der Feinde beim Schopfe euch nachtragen, den Kolo tanzen, über das Feuer springen, in schwarzem Wein sich berauschen und die blutigen Heldenthaten einer Meuchelmörderhorde besingen.

— „Mai c'est la poésie."

Ja wohl, so ist die Poesie!

— Und dann, wenn die ganze Sache mißlingt, wenn der Welt der Boden durchbricht, wenn Oesterreicher und Türken die aufständischen Dalmatiner-Cetas auseinanderjagen, ihre Kähne verbrennen, ihre Burgen sprengen, ihre Arsenale zerstören, ihren Proviant wegnehmen, die geflüchteten Aufständischen in menschenleere Einöden und Klüfte drängen, dem Hunger, Durst, Unwetter, Elend, der Seuche zum Raube: dann wirst du hervortreten und dem österreichischen Kriegskommissär sagen: „Mein Name ist Lord Adam of Camelborough, ich bin der jüngere Bruder des Herzogs von Wellington, Besitzer des Bath-Ordens, jedes Haar auf meinem Kopfe ist heilig

und unverletzlich, ich fordere meinen Passirschein." Das schöne Mädchen, die Feenbraut, jedoch wirst du bei den Uskoken lassen, sie mögen sie als deine Witwe betrachten und um sie würfeln!

Lord Adam brach in ein Lachen aus.

— „Mais c'est le jeu!"

Jawohl, so ist das Spiel.

Zwölftes Kapitel.

Der sehnlichst Erwartete langt an.

Das ist das Spiel.

Man gewinnt oder verliert.

Und manchmal ist der Gewinn noch ärger, als der Verlust.

— — — — — — — — — — — — — — —

Metell war das Glück günstig. Er hatte für sich einen schönen Obelisken auf dem Père la Chaise, für seine Schwester ein Kapital, einen herrlichen Bräutigam und einen Uskoken-Königsthron gewonnen. Er hat das Alles im Kartenspiel und anständig gewonnen. Nun kann er unter der Granitsäule ruhen und mit den Knochenmenschen drunten L'hombre spielen. Miliora's Geschick befindet sich in den besten Händen.

Lord Adam und der Graf entfernten sich auf zwei besonderen Schiffen zugleich aus dem Hafen von Rouen. Der Eine reiste auf der englischen Brigg „Delphin", der Andere auf dem russischen Segler „Borodino". Der Engländer war ein besserer Segler und der Russe blieb zurück; doch hatten sie vereinbart, daß der Eine den Andere im Hafen von Ancona erwarten werde.

Nach den Regeln der geheimen Allianz gebot Lord Adam dem

untergeordneten Mitglied und der Russe mußte thun, was Jener befahl. Auch die rumänischen Alliirten und griechischen Hetairisten waren zum Handeln bereit. Erfolgte der Ausbruch an allen Punkten zugleich, konnte der Erfolg nicht ausbleiben. In Petersburg droben hatte das Zentral-Komité der Verschwörer dafür gesorgt, daß der russische Czar mit seiner Kriegsmacht den sich erhebenden Rumänen, Serben und Griechen zur Hilfe eile; es war ausgemacht, daß, so der Czar zaudern sollte, sammt seiner ganzen Familie zusammengepackt und zu Schiff nach Amerika geschafft werden sollte; dann werde man zuhause die Republik proklamiren, die acht Länder in sich vereinigte, Groß- und Klein-Rußland, Polen, die Krim mit dem Kaukasus, die Moldau mit der Walachei, Hellas, Serbien bis zur Adria und — Ungarn. Diese acht Namen waren auf den acht Zacken des Sternes enthalten. Und es war dies keine Phantasie von dem Hirne schwärmerischer Studenten ausgeheckt, sondern ein sehr ernster Plan, den hochgestellte Herren, Diplomaten und Heerführer vereinbart und dem große Katastrophen, blutige und aufregende Kämpfe entsprangen.

Das russische Schiff langte um vier Tage später an, als das englische.

Unterdessen hatte Lord Adam Zeit, persönlich mit seinem raschen Segelboot das dalmatinische Ufer auszukundschaften. Er war als Schiffer gekleidet und trug die Tracht der Chioggioten; er verstand alle Sprachen und darin war er ein wahrhaftiges Genie; binnen einem Monat hatte er die wildeste fremde Sprache inne und er wußte jede Rolle so zu spielen, wie man solche noch auf keinem Theater gespielt. So wenig man in seiner Lady Adamina den Mann erkennen konnte, ebenso wenig konnte man in seiner chioggotischen Fischerjacke oder in der Tracht Held Marko's den englischen Lord ver-

muthen. Fürwahr, in ihm ging ein Künstler von Weltruf verloren.

Während seiner Rekognoszirungen überzeugte sich Lord Adam davon, daß die Oesterreicher die dalmatinischen Ufer gut bewachen, daß aber Niemand ein Augenmerk auf die türkischen Ufer habe. Der Russe werde daher ein leichtes Spiel haben, über Skutari die Bewohner der Schwarzen Berge aufzureizen; hingegen werde seine Aufgabe um so schwerer sein. Dennoch war er bald fertig mit seinem Plane.

Noch immer war die Umgebung der Frangipani-Burg wie verwunschen. Nur in großer Entfernung hielt dieselbe der Kordon umschlossen, so wie es bei einer von der Pest durchseuchten Gegend Brauch ist; doch mochte Keiner inmitten des Umkreises nachspähen.

Leicht wird es sein da hineinzugelangen. Die chioggiotischen Schiffer treiben sich im ganzen Quarnero herum; denn dieser Kanal ist so reich an Fischen, daß er selbst die Bewohner des fernen Chioggia erhält. Mittelst eines Fischerkahnes kann man die gefährliche neue Erfindung, die geräuschlose Munition in die Burg schaffen; von hier aus kann man sie unter der Hand an die in die nahen Berge geflüchteten Uskoken vertheilen. Befinden die sich einmal im Besitz der Munition, so können sie die Wächter des österreichischen Kordons unbemerkt niederschießen und des Nachts die Stadt Zengg überrumpeln. Die Flinte tödtet nur, knallt aber nicht; der Kampf erweckt die Schläfer nicht und man kann leicht Todte aus ihnen machen. Dann können sie im Finstern lautlos vordringen; kein Flintengeknatter vor sich hinsendend, hinter sich keinen lebendigen Feind zurücklassend; bis plötzlich das ganze dalmatinische Ufer in Flammen steht und die Mine explodirt, ohne daß Jemand die Explosion hörte.

Und dieses neue, die Hölle in Brand steckende Mittel kann trotz der Wachsamkeit der Strandwächter und der Kreuzer leicht eingeschmuggelt werden. Die Zollwächter finden in dem Kahne nichts Anderes als in Tafeln geschichtete Baumwolle, wie sie die Bettdeckenmacher brauchen; höchstens könnten sie sagen, daß die Wolle auch weißer sein könnte und sie haben keine Ahnung davon, daß jedes Flöckchen davon den Tod eines Menschen bedeute.

Und mit welchem Zauber beleuchtet diesen furchtbaren Plan des Länderumsturzes das damit verwobene Liebesdrama! Ein feenhaftes Mädchen, das in einem verzauberten Schlosse zum Schlafe verdammt ist und dort des erlösenden Ritters harrt, der die Köpfe des bewachenden Drachen mit seinem Zauberschwerte abschlägt. Das Mädchen ist nichts als Unschuld, nichts als Liebe. Wenn es sein Herz hingibt, rechnet es nicht, fordert es nicht, läßt es keinen Heirathsvertrag schreiben, verlangt es keine Morgengabe, läßt es sich nicht trauen: es verlangt nur Liebe.

Der Brief des Bruders ist im Gürtel des Lord Adam gut aufgehoben; er ist in einer kleinen Kapsel, wo sich auch sein Bild befindet; das Miniaturporträt, das er seinem Freunde schenkte, als er ihn noch für eine Frau hielt. Wechsel, Brief und Bild sind hermetisch verschlossen; man muß sie gut bewahren auf der Seereise, wo man auch Schiffbruch erleiden kann. Wenn das Mädchen diesen Brief erhält, wird sie ohne Bedenken dem Freunde folgen, dem sie ihr Bruder anvertraut hat. Und wohin anders sollte sie Held Marko bringen, als in sein königliches Schloß. Auch die Ballade verlangt, was Miliora geträumt hat. Dann werden Tage olympischer Freuden kommen, Tage siegreichen Kampfes und siegreicher Liebe. Da kann man auch kämpfen und lieben, wenn man will. Hat man

genug davon, kann man sagen: es war ein kleines Mißverständniß — und dann wird die Bill auf sechs Monate vertagt. Es war eine kleine Episode. Punktum. Nach zwei Jahren kann Mylord die für ihn bestimmte Prinzessin heirathen und nach zehn Jahren kann er auf dem Wollsack sitzen und eine seinem jetzigen Scherze entgegengesetzte Politik treiben. Held Marko und seine feenhaft schöne Braut — davon sprechen wir nicht mehr.

„Mais, c'est la jeunesse!“

Der Wind schwellt bereits die Segel, es weht eine günstige Brise auf dem Kanal von Maltempo. Der Fischer, der so nahe der Küste gegen Porto Ré hingleitet, hat auch eine Mandoline mit sich gebracht.

Wenn die vier Thürme der Frangipani-Burg aus dem Zauberpanorama der Küstengegend hervortreten, nimmt der Fischer die Mandoline zur Hand und beginnt die Barcarole zu singen. Er hat eine schöne Stimme, so klangvoll wie eine weibliche Altstimme. Das Lied pflegt weit über das Meer hin zu klingen.

Den andern Morgen kam dann Aramita keuchend zu ihr herein.

— Wie ich gesagt habe. Jetzt schweift der Haifisch schon um die Zearbucht herum. Heute Früh schwemmten die Rovinoer ihre Schafe im Meer, um sie zur Schur vorzubereiten, da tauchte urplötzlich das Meerungeheuer vor ihnen auf — es soll drei Klafter lang sein — und erschlug mit seinem Schweife zwei Lämmer, die es auch sofort verschlang. Dies sah ich selbst von der Punta.

— Konntest Du ihn nicht erschießen?

— Wer denkt denn an eine Flinte, wenn er den Haifisch er-

blickt? Da wird der tapferste Mensch vor Schrecken zu Stein. Und eine Flintenkugel übt keine stärkere Wirkung aus, als wenn man mit Kirschenkernen auf einen Bären schösse. Ich schwöre auf die heilige Kapelle von Tersato, daß ich die Gitterthür verschließen werde, wennn mir das Fräulein nicht verspricht, daß sie nicht auf den Felsrand hinausgeht.

— So will ich es Dir denn lieber versprechen.

Hierauf ging sie aus Trotz den ganzen Tag nicht aus ihrem Zimmer heraus.

Es verlangte sie nicht mehr nach ihrem Klavier, noch nach Fabelbüchern; selbst ihr Gärtchen vernachlässigte sie; nach dem Hagelschlag mochten dort die Sträucher bunt durcheinander wachsen. Den ganzen Tag saß sie am Fenster und schaute auf die See; dann fiel ihr etwas ein, woraus sie einen Vers machen wollte. Das war ihre Freude. Aus allen möglichen Holzschachteln, krummen Hölzern und Klaviersaiten baut sie ein Geräth, das einer Guzla ähnlich sieht, dazu spinnt sie einen Bogen aus eigenen Haaren, und auf diesem Instrument versucht sie, die Weise des Helden Marko sich vorzuklimpern. Was Aramita kochte, das schmeckte ihr nicht, dagegen buk sie sich selbst Aschküchlein im Kamin, wie es die Uskokenfrauen genießen. Aus rohem Ziegenleder verfertigte sie sich Opanken und Riemen und legte dieselben an. Dann machte sie mit dem Handschar hundert Hiebe in der Luft und versuchte, dicke Zweige zu durchhauen. Sie wähnte schon, Menschenköpfe damit abschneiden zu können. Sie hätte auch schießen gelernt, allein Aramita gab ihr die Flinte nicht in die Hand, indem sie vorgab, daß der Knall die Fischer und Strandbewohner alarmire nund diese glauben würden, es nahe irgend eine Gefahr zur See. — Warum entdecken sie auch nicht

irgend ein Schießpulver, das nicht knallt? — brummte sie vor sich hin.

Und es ist schon entdeckt! Und man bringt es schon. . . . . Es war ein sehr schöner, warmer Tag; von der Morgen- bis zur Abenddämmerung wimmelte das Meer von Fischerbarken, soweit das Auge nur blicken konnte, die Lazare von Rovino sammelten die Schwämme und Holothurien in der Bucht von Valle Drazica. Ihr verkrüppelter Kopf taugt gerade für solches Tauchergewerbe; ihnen ist am besten auf Meeresgrund, ihre Augen öffnen sich dort.

Miliora betrachtete den ganzen Tag über dies wimmelnde Seeleben. Dieses Schauspiel übt einen magischen Reiz auf den festländischen Beobachter. Diese auf dem Wasser einherschwebenden Menschen sind um einen Grad größere Wesen, als wir. Dieses unermeßliche blaue Universum ist uns eine geheimnißvolle, unbekannte Welt, ihnen ist sie ein lebenspendendes Heim.

Miliora pflegte sich damit die Zeit zu vertreiben, daß sie, wenn die Kahnflottillen der Fischer auf dem Meere auftauchten, sich eine Barke aussuchte und bei sich darauf wettete, daß diese der Punta am nächsten kommen werde. Ganz bis dahin wagte sich keine vor. — Sie hatte das Glück, jedesmal richtig zu rathen. Diese Familie hatte nun einmal ein besonderes Glück im Spiel.

Siehe da, gerade kommt wieder die Barke, welche sie von fern ausersehen hatte, mit gespannten Segeln direkt auf Perillo zu.

Dies ist der Name jenes abschüssigen Theils der Valle Drazica, welcher im Halbkreis seicht zum Meer abfällt.

Der Fischer mag seinen Fang schon beendigt haben, denn wie es scheint, zieht er nicht mehr die endlosen Reusen in den Kahn, sondern sitzt ruhig auf der Steuerbank und hat selbst noch dazu Zeit,

seine Mandoline zu zupfen. Ist er vielleicht noch jung und verliebt?

Die Wellen tragen die Klänge des Liedes hin bis an die Burg und die Melodie ist deutlich vernehmbar durch das sanfte Rauschen der strandenden Wogen.

Die Maid hört ihr Herz mächtig schlagen. So bekannt ist ihr dieser Sang. Zum Fenster hinausgelehnt, lauscht sie den Klängen:

„Eil an ihr Fenster hin,
Du leiser Abendwind“ . . .

— Metell! Mein Bruder! jauchzt sie freudig auf: im ersten Augenblick hatte sie gedacht, ihr Bruder wäre heimgekehrt und er sänge ihr das bekannte Fischerlied, so wie er es ihr versprochen.

Im nächsten Augenblick aber überkam sie eine traurigere Stimmung. Wenn Metell sie nun heimführte auf ihr Herrengut nach Ungarn, wo es weder eine See gibt, noch einen Felsenstrand, sondern blos unendliche Flächen trockenen Landes und darauf nichts wie Getreide, ein Meer wogender Aehren, und wo es keine Uskoken gibt und keinen ruhmreichen Helden Marko, sondern blos arbeitende Leibeigene und Hornvieh mit Blechschellen um den Nacken: ihr Herz bräche darüber und sie müßte sterben!

Unterdessen gleitet der Kahn immer näher an sie heran und der Sang wird deutlicher und deutlicher. Das kann nicht Metell's Stimme sein; dieser hatte einen kräftig vibrirenden Baryton, während nun eine weiche, süße Altstimme ihr Ohr umkost. Wer mag also der Sänger sein? Sie nimmt ihr Fernrohr zur Hilfe, um dies zu erspähen.

Der Mann im Kahne hat der Sonne seinen Rücken zugewen-

det, sein Antlitz ist im Schatten und seine Gesichtszüge sind schwer zu erkennen.

Was aber weder Auge, noch Ohr errieth, das Herz hat es errathen.

Das schwankende Fahrzeug bringt ihn, den Geliebten. Den Bräutigam, den heißersehnten!

Nun sieht sie bereits sein Antlitz, er ist's, er ist's! Ihr Auge sieht es, ihr Herz jubelt es: er kommt, er kommt zu dir!

Da fällt ihr plötzlich Aramita ein, diese Kriegerin in des Kaisers Solde, die derzeit an der Punta Wache steht mit geladenem Gewehre. Diese könnte den Helden Marko erkennen, wenn sein Kahn in den Perillo einbiegt; und sie könnte seine Einfahrt verhindern und ihn gar erschießen. Das mußte sie hintanhalten.

Zum Fenster hinausgeneigt, warf Miliora dem Ruderer einen stummen Kuß zu und eilte sodann, ihren Handschar in der Hand, zur Punta hinab, wo Aramita's Posten lag.

Jungfer Aramita stand dort unter der Veranda, auf den schlanken Lauf ihrer langen Flinte gestützt und blickte, die große Bärenfell-Mütze fest auf das Haupt gedrückt, unverwandt auf den Meeresspiegel hinaus.

Das Wetter ist schön, es ist ein warmer Frühlingstag, die Gruppen der Wanderfische ziehen lange Silberstreifen auf dem Meeresspiegel, die fliegenden Fische haschen nach den Libellen.

„Eil an ihr Fenster hin,
Du linder Abendwind“....

Der Fischer wendet, während er singt, kein Auge von der sich immer mehr nähernden Burg. Die Fenster des düstern Gebäudes strahlen in der untergehenden Sonne, als ob sie in Flammen stünden.

Dem Sänger scheint es, als wehte man ihm aus einem der Thurmzimmer mit einem weißen Tuche entgegen. Dieses weiße Tuch regt alle seine Nerven auf. Er sieht nicht, er hört nicht, er denkt an nichts Anderes.

Man erwartet ihn — man hat ihn erkannt — man liebt ihn!

Er sieht nun hinauf in die Höhe, er achtet nicht auf das Meer. Tief im indigoblauen Dunkel des Meeres nähert sich ein weißer Schatten. Man möchte ihn für ein unter dem Wasser gehendes Schiff halten, so riesig ist die Masse. Die Augen leuchten gespenstisch. Die Bewohner des Meeres weichen ihm erschreckt aus, das Weinen der Delphine dringt aus der Tiefe herauf.

Oben klingen die Schluß-Akkorde der Barcarole über die Wellen hin: „Miliora . . . Miliora . . .!“

— — — — — — — — — — — — — —

Der versprochene Termin, bis zu welchem Held Marko zurückzukehren gelobt hatte, war längst verstrichen, und seither verging Tag um Tag, und die Braut nahm die Sache ernst: allabendlich sah sie aus dem Thurmfenster auf's Meer hinaus und fragte die auftauchenden Segel, welches das seinige sei! Segel tauchten auf, Segel verschwanden, allein vor der Frangipani-Burg hielt keines. Das Mädchen träumte weiter. Jeden Tag träumte sie auf's neue, was geschehen muß. So sicher wußte sie dies, wie die Sätze des Credo, bei dem man kein einziges Mal innehalten darf.

Er wird wiederkehren. Wenn heute nicht, so morgen. Dann wieder morgen.

Aramita hörte kaum mehr ihre Stimme. Das Soldatenmädchen fürchtete sich vor ihr und wagte nicht, sie zu stören. Nur von fern sah sie zu, was sie machte. Am Abend, wenn die Ebbe

eintrat, ging Miliora an die Küste gegen den valle Drazsicza. Hier verflacht die Felsenküste und zur Zeit der Ebbe treten die Konglomeratfelsen hervor, die dort eine Sandbank bilden. Es machte Miliora eine besondere Freude, über diese Felsen zu schreiten und sich dann auf einen der äußersten niederzulassen; dort legte sie ihre Schuhe und Strümpfe ab und plätscherte mit den Füßen im Wasser, das die untergehende Sonne wie in Gold tauchte. Es war ein goldene Brücke, die bei ihren Füßen begann und bei der Sonne endigte.

Axamita störte sie nicht in diesem Vergnügen. Es gibt Menschen, die es für ein großes Vergnügen halten, beim Sonnenuntergang auf das Meer hinzustarren. Allein eines Nachmittags sprach Axamita Miliora doch an.

— Es wäre gut, Fräulein, wenn Sie jetzt Ihre Füßchen nicht im Meere waschen würden: der alte Pablo erzählt, daß die Fischer einen pesce cane im Kanal gesehen haben. Wissen Sie? Einen pesce cane.

— Ich kenne ihn. Ich bin ihm einmal begegnet, als mich mein Bruder hieher brachte. Ein schönes Ungeheuer.

— Nun, dann schulden Sie der heiligen Jungfrau von Loretto eine große Wachskerze dafür, daß Sie sammt Ihrem Bruder davonkamen; denn der pesce cane hat das weiße Fleisch sehr gern.

— Hier an der Küste kann er mir ja nichts anhaben.

— Der Haifisch mag freilich nicht mit seinem Kopfe gegen die Felsen gehen, allein mit seinem Schwanze kann er leicht Jemanden von dort herunterschlagen.

— Gut, so werde ich in Zukunft meinen Handschar mit mir nehmen.

— Gegen den Haifisch, Fräulein, schützt der Handschar nicht.

— Ich habe ein Buch, worin zu lesen ist, daß die Taucher, wenn sie dem Haifisch begegnen, tapfer unter ihn hinschwimmen; der Haifisch vermag nach abwärts nicht zu beißen und so wird ihm mit einem scharfen Messer der Magen entzwei geschlitzt.

— O weh, Fräulein; diese Haifische müssen entweder sehr jung, oder die Taucher irgendwelche Riesen sein, oder aber müssen das sehr gute Christen sein, für die man solche Bücher schreibt und die Alles glauben.

Hierauf jagte Miliora sie zum Zimmer hinaus, sie wollte von dem Hundefisch nichts mehr hören.

Miliora eilte auf sie zu und erfaßte des Kriegerweibes Hand.

— Siehst Du jenen Kahn kommen?

— Ich habe ihn eben betrachtet.

— Darin kommt mein Geliebter, mein Bräutigam!

— Ich weiß es.

— Held Marko, der Königssohn.

— Ich habe ihn erkannt.

— Und er kommt zu mir, zu seiner Auserkorenen.

— Dann sei Gott seiner armen Seele gnädig!

— Aramita, Du willst ihn tödten?

— Ich nicht.

— Wer sonst will ihm etwas zu Leide thun?

— Schaut dorthin, Fräulein, auf den Gipfel der Tonnara. Seht Ihr, wie Pablo mit der rothen Fahne winkt? Das bedeutet das Nahen eines Haifisches, und seht Ihr dort die Fischer in ihren Kähnen gen Buccarizza, dem Ufer zu, flüchten? Dort kommt das Ungeheuer von der Valle Piccola di Sercica her; seinen Weg bezeichnet jener

glänzende Streif, welcher den Meeresspiegel durchschneidet: das kommt von den Delphinen, Dentalen und Thunfischen, die in hellen Schaaren vor ihm fliehen und ängstlich vom Wasser in die Luft emporspringen. Eilt Held Marko nicht pfeilschnell zurück, so ist's um ihn geschehen.

Miliora sah in der That mit Schaudern, wie die vielen Fischerbarken aus der ganzen Zear-Bucht der Punta Gavranics zustrebten; von Rovino her aber ertönte im Chor das schreckliche Furchtgeheul der Lazarusse, die mit ihrem schrillen Schrei ihre schwämmesuchenden Taucher vom Meeresgrunde heraufriefen. Und immer rascher kam unterdessen der gefahrdräuende, schimmernde Streif der Punta näher.

Und der Mann im Kahne sang noch immer und während er die Mandoline spielte, glitt seine Gondel leicht über die glatte See dahin: „Miliora! Miliora!“

— Zurück! Zurück! rief verzweiflungsvoll das Mädchen, sich über die Brustwehr der Punta hinausneigend.

Plötzlich sah auch der Ruderer die Gefahr, der er bisher zugeeilt war. Und er begann mit beiden Armen der Küste zuzurudern. Zurückzukehren nach der Bucht von Buccarizza, dazu war es schon zu spät; er konnte nur entrinnen, wenn er das seichte Wasser des Perillo erreichte, in welches das See-Ungeheuer mit seinem Riesenleib sich nicht hineinwagen kann.

— Nur rasch her! rief ihm das Mädchen entgegen. Eile nur rasch hieher, in den Perillo!

Und damit eilte sie selber von der Brustwehr der Punta geradeaus in den Perillo hinab. Von Fels zu Fels sprang sie durch das seichte Wasser. Aramita stürmte dem Mädchen nach, da sie es nicht zurückzuhalten vermocht.

— Daher! Daher! rief Miliora, auf einer aus dem Wasser hervorragenden Felsenspitze stehend und dem Ruderer mit ihrem wallenden Schleier zuwinkend.

Mit verzweifelter Kraftanstrengung drängt sich der Kahn durch die Wogen.

Plötzlich erdröhnt ein mächtiger Knall und der Kahn fliegt mit Allem, was drum und dran, zwei Klafter hoch in die Luft. Und ihm nach schnellt das Ungethüm ebenso hoch empor, mit dem ungeheuren Schweife ungeschlacht um sich schlagend, die weiße Mähne nach aufwärts gekehrt, und den fürchterlichen Rachen mit den sechs Reihen scharfer Zähne weit aufsperrend. Einen Augenblick lang schien es, als hingen Kahn, Mensch und See-Ungeheuer bunt durcheinandergewirrt in den Lüften: schwarze Silhouetten, hingezeichnet auf die goldstrahlende Himmelsfläche. Ein Bild höllischer Visionen! Im nächsten Augenblick verschwanden alle Gestalten des gräulichen Schauspiels im Meere: der Kahn, der Schiffer und der Haifisch.

Mit dem Wahnwitz der Verzweiflung warf sich Miliora in's Wasser. Die Wellen der Ebbe reichten ihr bis an den Gürtel. Den Handschar hielt sie hoch in der Rechten. So wollte sie dem geliebten Manne zu Hilfe eilen. Das menschenfressende Ungeheuer mußte den Bauch nach oben gekehrt im Wasser liegen, um sein Opfer zu verschlingen, da sein Rachen sich nach unten öffnet. In Perillo ist der Meeresgrund seicht und felsig; das Riesenthier war, den Rücken abwärts gekehrt, auf einer Sandbank gestrandet und nun lag es da gefangen und peitschte mit dem ungeheuren Leibe das Wasser, daß es brausend hoch aufspritzte und schäumte.

Miliora war in ihrer angstvollen Verzweiflung unsinnig genug, mit ihrem Handschar das Ungeheuer anzugreifen, das selbst auf der

Sandbank sich noch gegen eine Schaar von Männern zu wehren und dem weder Angel noch Flintenkugel zu schaden vermag.

Der alte Pablo auf der Spitze der Tonnara schrie und die Rovinoten auf den Felsen der Küste heulten entsetzt auf bei diesem schrecklichen Anblick; aber es fand sich Niemand, der das Herz gehabt hätte, dem Mädchen nachzueilen. Selbst Aramita stand wie gelähmt am Strande; und sie wagte nicht, ihre Flinte, die einst so Vielen den Tod gegeben, auf den König der See-Ungeheuer, auf den Höllenfürsten der Meere abzufeuern.

Freilich, Aramita war nicht verliebt. Und Niemand war es unter Allen: nur das Mädchen, nur Held Marko's Braut.

Diese allein hatte den Muth, durch das bis an die Brust reichende Wasser hinzuwaten in die nächste Nähe des wüthenden Leviathans.

Der Rachen des drei Klafter langen Ungethüms war gesperrt. Geöffnet, ist der Rachen wie eine Höhlenpforte; sperrt er ihn, so klappen die sechs Reihen Zähne mit solcher Gewalt zusammen, wie die Zähne einer Dampfsäge. Aus der spitzen Nase des Seeriesen drang pfeifend ein heißer Dampfstrahl hervor, das Wasser vor sich her durchbohrend; es schien, als wäre das Ungeheuer der Drache der Kindermärchen.

Der gefräßige Haifisch hatte auch die Schießbaumwolle verschlungen und nun begannen die Salpeter- und Schwefelsäure in kseinem Magen gar gefährlich zu rumoren. Das war es, was die olossale Kraft des Unthiers so plötzlich gelähmt hatte; [illegible] Gase hatten sein Hirn, wie ein Schlagfluß, im Nu betäubt. Dadurch wurde das Wunder ermöglicht, daß ein zartes junges Mädchen einem so gewaltigen Thiere den Bauch aufschlitzen konnte.

In Folge dieses Stoßes sprengten die Gase im Innern des Hais plötzlich mit großem Gekrache den ganzen Bauch des entsetzlichen Thieres. Miliora wurde nur dadurch gerettet, daß das herausbrechende Gas einen Wellenberg über sie stürzte und sie auf den Grund des Meeres hinabstieß, wo sie die Besinnung verlor.

Nun stürzte ihr Aramita nach, holte das Fräulein aus den Fluthen hervor, brachte sie ans Land und machte sich daran, sie ins Leben zurückzurufen.

Als die Lazarusse den Untergang des Hais sahen, näherten sie sich ihm mit Spitzhacken und Seilen, an denen sich vierzig Personen festklammerten. So schleppten sie den riesigen Kadaver auf die Treppen des Perillo, wo die Weiber von Portore zu waschen pflegen und dort öffneten sie seine Eingeweide.

Die Chroniken von Fiume haben über die im Innern des Hai's gefundenen Gegenstände ein interessantes Inventar bewahrt. Man fand in ihm außer dem Packet Schießbaumwolle, die seinen Tod verursachte und die man, da sie noch immer in bedrohlicher Weise prasselte, sofort ins Meer zurückwarf, zwei Schafe, zwei Delphine, einen ledernen Wassereimer und einen ganzen Mann.

Den legte man auf die Felsenbank.

In demselben Augenblick kam Miliora zu sich.

Ihr erstes Wort war:

— Wo ist Marko?

— Da ist er, sagte Aramita.

Miliora blickte hin, doch erkannte sie ihn nicht.

— Das ist er ja nicht.

Die zerstörenden Gase, die sich im Leibe des Hai's entwickelt, hatten binnen wenigen Augenblicken das ideal schöne Antlitz so ent-

stellt, daß man es nicht mehr erkennen konnte. Sein Kopf gemahnte nun ganz und gar an die Lazarusse von Rovino, eine glatte Kugel, ohne Augen, Mund und Gesichtszüge.

Miliora schauderte zusammen; rächte sich denn die Marguerita auch für Küsse, die man durch die Lüfte sandte?

Diesen Hai machte der damalige Palatin Ungarns, Erzherzog Josef, in ausgestopftem Zustande dem Budapester National-Museum zum Geschenk.

Die Besucher unseres Museums mögen es nicht verabsäumen, dieser auch sonst interessanten naturgeschichtlichen Rarität ein wenig Aufmerksamkeit zu widmen.

Es ist das ein historischer Hai.

Unser großer Dichter Vörösmarty fragt in seinem „Fóther Liede“:

„Wo ist der Fisch, der groß und glorreich war?“

Nun, das war solch ein Fisch.

Mit einem Bisse machte er einen dalmatinischen Feldzug der österreichischen und ungarischen Monarchie und die obligaten außerordentlichen Kriegskosten von 30 Millionen überflüssig.

Schade, daß der Hai keine Jungen zurückgelassen hat!

Dreizehntes Kapitel.

Ein Spieler, der gewinnt.

Wer jetzt unser herrliches Fiume besucht, der versäume nicht einen Ausflug nach dem benachbarten Abbazia zu unternehmen. Es ist das ein Stück Italien. Dort kann man in herrschaftlichen Gärten noch die Ueberbleibsel jener Eichen sehen, aus denen die Kriegsschiffe Venedigs gebaut wurden. Auch heute würde man solch einen zweigeästeten Riesen mit ebensovielen Gulden bezahlen, als sein Stamm Ringe zählt, doch heute ist er nicht mehr verkäuflich. Hohe und erlauchte Herrschaften haben die Strandwege in ihren Schutz genommen. Dort kann man noch in frei gedeihenden Lorberwäldern wandeln, an deren Stamm und Krone die Theerose sich rankt, deren üppige gelbe Blüthen damals am schönsten sind, wenn bei uns diesseits des Karst bittere Kälte herrscht. Dort gibts nur Frühling und Lenz. Der Obstbaum blüht im Jänner und im April heimst man seine Früchte ein.

Es gibt dort eine alte Kirche am Meeresstrand. Auch gab es daselbst ein Kloster; nun ist All' das zu verkaufen. Man könnte es sehr wohlfeil bekommen. Die Weinranken haben die Mauern bedeckt, sie sind die Thürme entlang geklettert und haben selbst den

Glockenstuhl umwunden. Da ließe sich schön wohnen. Im Norden sieht man die Bucht mit dem märchenhaft emporragenden Fiume und mit der düsteren Insel Veglia; im Süden sieht man einen kleinen Friedhof, der zum Kloster gehört und durch eine Steinmauer mit ihm verbunden ist; da ruhen seit Jahrhunderten die Aebte und Priore des Klosters in Grabhügeln nebeneinander, Kreuze aus Marmor und Eisen bewahren ihre Namen. Auch das gehört mit zum Hause. Der Ersteher des Ganzen bekommt das mit in den Kauf, doch mit dem Servitut, Gräber und Kreuze in demselben Stand zu erhalten, in dem er sie übernimmt. Vielleicht findet sich deshalb kein Käufer, trotz des billigen Preises. Nicht Jedermann blickt gerne von seinem Fenster direkt auf Gräber aus.

Und doch gibt's ein Geschöpf, das darin seine Freude findet. Es ist das ein altes Fräulein, das in dem Hause wohnt. Es ist das ein einstöckiger Bau von seltsamem Aeußern und sie rührt sich niemals da heraus. Man sagt, sie wohne daselbst schon sechzig Jahre lang. Auch erinnert sich Niemand ihres Namens. Man sagt, daß sie einst sehr schön war. Im Volksmunde erhält sich die Sage, daß sie einst sehr schön gewesen, daß ihr Bräutigam im Meer ertrunken sei und daß das ihren Verstand verwirrt habe. Nun erwarte sie täglich den Geliebten zurück. Der ist nun längst Staub, sie aber ist alt geworden; trotzdem erwartet sie ihn noch immer und läßt die ganze Nacht hindurch die Lampe in ihrem Fenster brennen, damit der Geliebte auf dem Heimweg vom Meere den Weg zu ihr finde.

Der Name dieser Weltverlornen ist Miliora.

Anfangs nahm sich die Behörde ihrer an; man mußte sie mit Gewalt aus der Burg Frangipan entfernen; später gewöhnte sie sich an das Haus in Abbazia, von dessen Fenster aus man stets das Meer und

den Friedhof sehen kann. Aramita blieb, solange sie lebte, bei ihr und seither wohnt Miliora allein in dem Hause. Nahrungsmittel tragen ihr die Fremden ins Haus.

Wenn wir die Wege von Abbazia durchstreifen, so ist uns stets ein stiller Irrsinniger auf den Fersen, deren es in der Gegend viele gibt. Er hat eine Geige aus Nußbaumholz, darauf gibt es Saiten aus Bindfaden und dazu hat er einen Bogen mit einer Schnur bespannt. Darauf geigt er nun allerlei schöne Barcarolen. Und von dem Fenster des einsamen Hauses blickt starr eine Frau hinab und glaubt, die schönen Weisen zu hören, die der Irrsinnige zu spielen vermeint.

Die Kolonie der Rovinoer Lazarusse ist seither gänzlich verschwunden. Hie und da erscheint noch die Marguerita, aber ihre Opfer werden nicht mehr von der Welt abgeschieden; man hat im Krankenhause für sie eine besondere Abtheilung, doch kann man das Uebel auch heute noch nicht gänzlich heilen.

Held Marko, der Königssohn, aber ersteht seither wieder und wieder aus seiner Höhle mit der dreifachen Thür und entzündet die Kriegsfackel inmitten der dalmatinischen Felsen; und dann singen von ihm immer eine neue Ballade die uskokischen Gusla-Spieler und — die englischen Reporter.

Ende.

Inhalt
des zweiten Bandes.